

AUSGABE 4
MAI 2014

RUPERTO CAROLA
FORSCHUNGSMAGAZIN



UNIVERSITÄT
HEIDELBERG
ZUKUNFT
SEIT 1386

KRIEG

&

FRIEDEN

LIEBE LESERINNEN UND LESER DER RUPERTO CAROLA,

100 Jahre nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts, widmen wir unser Forschungsmagazin dem Thema „Krieg & Frieden“. Angesichts einer Vielzahl von politischen, kulturellen, religiösen und ethnischen Konfliktherden sowie gewalt-samer Auseinandersetzungen auf der ganzen Welt ist das Thema aktueller denn je. Die Zahl der Kriege, das belegen Auswertungen Heidelberger Konfliktforscher, hat im vergangenen Jahr erneut einen Höchststand erreicht.

Neben Forschungsprojekten zur Vergangenheit und Gegenwart von Kriegsgeschehen in allen Erdteilen beleuchten die Autoren dieser Ausgabe politikwissenschaftliche sowie kultur- und geschichtswissen-schaftliche Aspekte von Friedensinitiativen, -zeiten und -abkommen. Darüber hinaus beschäftigen sie sich mit dem Schwerpunktthema aus Perspektiven, die sich mitunter erst auf den zweiten Blick erschlie-ßen: Sie stellen ihre Forschungen zum galaktischen Kannibalismus im Weltall und zu semantischen Kämpfen vor, aber auch zu Auto-immunerkrankungen und autoaggressiven Störungen – dem Krieg gegen sich selbst.

Das Forschungsmagazin verdeutlicht so erneut das besondere Profil unserer Universität, das von der Vielfalt der Disziplinen und der Kom-petenz und Expertise unserer Kolleginnen und Kollegen geschärft wird. Ich wünsche Ihnen eine anregende und gewinnbringende Lektüre!



Prof. Dr. Bernhard Eitel
Rektor der Universität Heidelberg



BLICK NACH VORN

EXPERTEN IM GESPRÄCH
SEHNSUCHT NACH FRIEDEN
GESCHICHTE DER GEWALT
IM GESPRÄCH MIT SABINA PAUEN & BERND SCHNEIDMÜLLER

6

HUMANGEOGRAPHIE
ÜBER DEN JORDAN
KRIEG UMS WASSER
HANS GEBHARDT & MARCUS NÜSSER

16

POLITIKWISSENSCHAFTEN
FORMEL FÜR DEN FRIEDEN?
McDonald's UND DIE WELTORDNUNG
PETER SCHLOTTER

24

KONFLIKTFORSCHUNG
KEIN FRIEDEN IN SICHT
HEIDELBERGER KONFLIKTBAROMETER
SIMON ELLERBROCK & PETER HACHEMER

32

BLICK ZURÜCK

AMERIKANISCHE GESCHICHTE
BÜRGER & SOLDATEN
BLUT FÜR DEN FORTSCHRITT?
MANFRED BERG

42

SOUTH ASIAN HISTORY
WEAPON OF THE STRONG
NON-VIOLENCE: A LIBERATING POWER
GITA DHARAMPAL-FRICK

50

ZEITGESCHICHTE
RECHT VERSUS GERECHTIGKEIT
MIT DEM KRIEG SEINEN FRIEDEN MACHEN
KERSTIN VON LINGEN

58

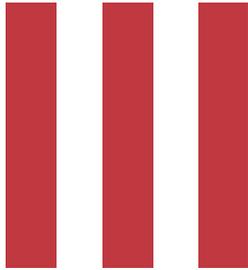
ASTRONOMIE
KRIEG DER STERNE
GALAKTISCHER KANNIBALISMUS
EVA GREBEL

66

IMPRESSUM

73

BLICK NACH INNEN



MEDIZINGESCHICHTE
**DER HUNGRIGE KRIEG
VERLETZTE SEELEN**
WOLFGANG UWE ECKART

76

PSYCHIATRIE
**ZWISCHEN ANGRIFF & SELBSTSCHUTZ
DER (AUTO)AGGRESSIVE MENSCH**
SABINE C. HERPERTZ

84

IMMUNOLOGIE
**WENN DAS IMMUNSYSTEM IRRT
KRIEG IM EIGENEN KÖRPER**
HANNS-MARTIN LORENZ

92

RELIGIONSWISSENSCHAFT
**KAMIKAZE
INSZENIERTES STERBEN**
INKEN PROHL

98

BLICK IN DEN SPIEGEL



SPRACHWISSENSCHAFTEN
**SEMANTISCHER KAMPF
WIE SPRACHE EINT UND TRENNT**
EKKEHARD FELDER

108

LITERARISCHE MODERNE
**KRIEGSWERKZEUG
ERNST JÜNGERS „IN STAHLGEWITTERN“**
HELMUTH KIESEL

116

KUNST- UND MEDIZINGESCHICHTE
**UNIFORM & EIGENSINN
ZUR KENNTLICHKEIT VERZERRT**
SABINE HOHNHOLZ, THOMAS RÖSKE & MAIKE ROTZOLL

124

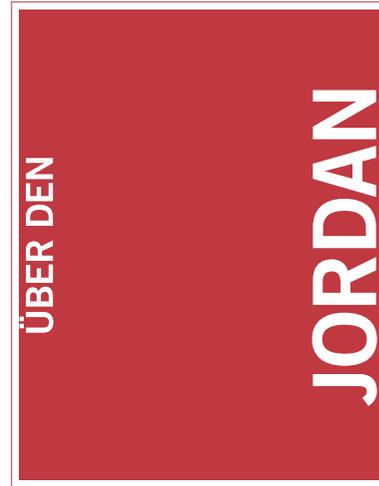
MUSIKGESCHICHTE
**MIT PAUKEN & TROMPETEN
KLÄNGE DES KRIEGES – KLÄNGE DES FRIEDENS**
SILKE LEOPOLD

134



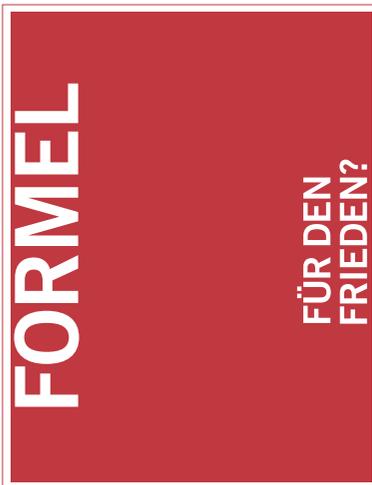
EXPERTEN IM GESPRÄCH
**SEHNSUCHT NACH FRIEDEN
GESCHICHTE DER GEWALT**
IM GESPRÄCH MIT SABINA PAUEN & BERND SCHNEIDMÜLLER

6



HUMANGEOGRAPHIE
**ÜBER DEN JORDAN
KRIEG UMS WASSER**
HANS GEBHARDT & MARCUS NÜSSER

16



POLITIKWISSENSCHAFTEN
**FORMEL FÜR DEN FRIEDEN?
McDonald's UND DIE WELTORDNUNG**
PETER SCHLOTTER

24



KONFLIKTFORSCHUNG
**KEIN FRIEDEN IN SICHT
HEIDELBERGER KONFLIKTBAROMETER**
SIMON ELLERBROCK & PETER HACHEMER

32

BLICK NACH VORN



**SEHNSUCHT
NACH**

FRIEDEN

SEHNSUCHT NACH FRIEDEN

GESCHICHTE DER GEWALT

IM GESPRÄCH MIT SABINA PAUEN & BERND SCHNEIDMÜLLER

Über Jahrtausende hinweg galten Kriege als Normalzustand. Erst die maßlose Gewalt und die bis dahin undenkbaren Gräuelp der zwei Weltkriege führten Mitte des 20. Jahrhunderts zum Umdenken: Der Wert des Friedens wurde zum öffentlichen Thema und die Friedensbewegung erfuhr enormen Zuspruch. Kriegerische Konflikte gelten im europäischen Kulturkreis seitdem als geächtet. Über die vielfältige Gestalt von Krieg und Frieden und die Bedeutung beider Phänomene für Völker, Gesellschaften, Institutionen und Individuen diskutieren die Entwicklungspsychologin Sabina Pauen und der Historiker Bernd Schneidmüller.

E

Entgegen dem vielleicht subjektiven Gefühl leben wir nicht in friedlichen Zeiten. Derzeit gibt es weltweit rund 45 hochgewaltsame Auseinandersetzungen. Welche Bedeutung haben Kriege in der Menschheitsgeschichte?

Prof. Schneidmüller: Auch wenn wir es heute gewohnt sein mögen, Frieden als Normalität zu empfinden, sind Kriege ein typisches Merkmal der Menschheitsgeschichte. Die friedlichen Zeiten, wie wir sie derzeit in Deutschland erleben, stehen in einem unproportionalen Verhältnis zu Kriegszeiten, denn unsere Geschichte kennzeichnet sich durch eine Kette der Gewalt – der Gewalt von Staaten, von großen Imperien und von Reichen, aber auch der Gewalt von Menschengruppen und Individuen.

Wie hat sich die Definition von Krieg verändert, wie die Definition von Frieden?

Prof. Schneidmüller: Frieden ist aus Sicht des Geschichtswissenschaftlers leicht zu definieren: Es ist die Abwesenheit von Krieg. Die Begriffsbestimmung von Krieg hingegen ist schwieriger, denn sie ist zum einen epochen-, zum anderen kulturbezogen. Mit der Entwicklung des modernen Völkerrechts, das seine Wurzeln im Westfälischen Frieden von 1648 hat, haben wir uns angewöhnt, Krieg als Kampfhandlungen zwischen Staaten zu definieren. Krieg wird somit als gesellschaftliches Phänomen gesehen, das nicht auf individueller Gewalt, sondern auf dem gewaltsamen Konflikt von Großgruppen beruht. Zudem betrachten wir Kriege von einer formalisierten Perspektive her: Kriege werden durch staatliche Autorität begonnen und beendet; sie haben einen definierten Beginn – die Kriegserklärung – und einen definierten Schlusspunkt – den Friedensvertrag oder die Kapitulation. Frühere Menschheitsepochen kannten eine solche Formalisierung nicht. Die Grenzen zwischen Krieg und Frieden, aber auch zwischen Krieg und alltäglicher Gewalt waren sehr viel fließender.

Ein Beispiel hierfür ist das Mittelalter. Da in dieser Epoche keine Staatlichkeit im modernen Sinn existierte, gab es auch nicht den formal angesagten Krieg. Jedoch ist das gesamte Mittelalter geprägt durch permanente Gewaltausübung, die legitimer Bestandteil der politischen Auseinandersetzung war. Wer sein Recht nicht auf anderem Wege bekam, suchte es in der Fehde – ein gesellschaftlich durchaus akzeptiertes Mittel der Interessendurchsetzung.

Fehden sind jedoch nicht als Kriege in unserem modernen Sinne zu verstehen, da sie auch individuell zwischen zwei Personen oder zwischen zwei kleinen Verbänden ausgetragen werden konnten. In einer Phase, in der wir Entstaatlichung erleben, verändert sich also auch die Definition von Krieg.

Frau Prof. Pauen, gibt es auch aus psychologischer Perspektive eine Definition von Krieg?

Prof. Pauen: Die grundlegende Idee des Krieges ist aus psychologischer Sicht die aggressive Auseinandersetzung zwischen zwei Parteien. Beide Seiten versuchen, sich gegenseitig zu dominieren, und setzen Mittel ein, die darauf abzielen, dem anderen zu schaden. Dieses Verhalten finden wir sowohl auf der Ebene von Individuen – denken Sie etwa an den Rosenkrieg in der Ehe –, als auch zwischen sozialen Gruppen, wie etwa im Bandenkrieg. Historiker mögen den Begriff Krieg für staatliche Auseinandersetzungen reservieren, die bestimmter formaler Kriterien bedürfen; aus psychologischer Sicht würde man vor allem die Motivation zweier Parteien, sich gegenseitig schaden zu wollen, in den Fokus rücken.

Ist Frieden in diesem Kontext ebenfalls als Abwesenheit von Krieg zu verstehen?

Prof. Pauen: Auf der Ebene der psychologischen Beziehungen ist es sehr viel schwerer, klare Grenzen zwischen einem friedlichen und einem kriegerischen Verhältnis zu

ziehen, da es zahlreiche Abstufungen zwischen diesen beiden Polen gibt. Zwei Parteien, die sich uneins sind, können zum Beispiel ein Streitgespräch miteinander führen oder vor Gericht ziehen, um ihren Konflikt auf zivile Weise zu regeln. Sie mögen einander aber auch ignorieren, abwerten, beleidigen oder denunzieren, um sich durchzusetzen. Je nachdem, in welcher Form dies geschieht, sind die Übergänge von einem einfachen Konflikt bis hin zur psychologischen Kriegsführung fließend. Vor diesem Hintergrund scheint es sinnvoll, Frieden positiv zu definieren, zum Beispiel als einen Zustand des Einklangs mit sich selbst und seiner Umwelt. Das geht über die Abwesenheit von Krieg weit hinaus.

Herr Prof. Schneidmüller, Sie haben es vorhin erwähnt: Kriege waren in früheren Gesellschaften legitime Formen der Interessendurchsetzung. Heute gelten Kriege als Ausnahmezustand. Wann hat sich dieser Wandel vollzogen?

Prof. Schneidmüller: In unserem Kulturkreis – und das ist ein guter Zustand – sind Kriege geächtet. Dieses Umdenken ist Resultat der Gewaltentfaltungen des 20. Jahrhunderts. Noch der Zweite Weltkrieg, kein Verteidigungs-, sondern ein Eroberungskrieg, wurde in den Augen vieler Deutscher als legitimer Krieg begonnen. Militarisierung prägte früher über Jahrzehnte die Gesellschaftsentwicklung. So wäre beispielsweise ein Professor für Geschichte vor hundert Jahren typischerweise Reserveoffizier gewesen



Professor Bernd Schneidmüller

„Frieden ist
die Abwesenheit
von Krieg.“

„Ich würde Frieden positiv definieren als einen Zustand des Einklangs mit sich selbst und seiner Umwelt.“



Professor Sabine Pauen

und hätte Gewalt als vernünftige Interaktionskomponente betrachtet. Ich dagegen würde kriegerische Auseinandersetzungen nicht als ein legitimes Mittel zwischen Menschen oder zwischen Staaten ansprechen. Dieses Beispiel zeigt, wie kultur- und wie erfahrungsspezifisch unsere Einstellungen zum Krieg sind.

Dennoch erleben wir auch in unserem Kulturkreis kriegerische Gewalt, beispielsweise im Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern. Wie erklären Sie das?

Prof. Pauen: Kriegerisches Verhalten wird immer im Rahmen der menschlichen Möglichkeiten liegen. Denken wir nur an die USA: Nach dem Vietnam-Krieg gab es eine

starke Friedensbewegung, die von vielen Amerikanern unterstützt wurde. Allerdings hielt diese Bewegung nicht lange an, sonst wäre der Irak-Krieg auf mehr Widerstand gestoßen und nicht von vielen als legitim und sogar notwendig empfunden worden. Sicher führt die Erfahrung des Grauens kurzfristig zu einer allgemeinen Ablehnung des Krieges. Was aber passiert, wenn wir ein paar Generationen weiterdenken?

Prof. Schneidmüller: Ich denke, dass wir dort vor einem großen Krieg zurückschrecken, wo er die Selbstauslöschung der Menschheit bedeuten könnte. All jene Konflikte jedoch, von denen wir glauben, dass sie unterhalb der atomaren Schwelle bleiben, werden weiterhin stattfinden. Hierzu zählen aktuell der Krieg in Syrien, die Auseinandersetzungen zwischen Indien und Pakistan oder auch die Konflikte verschiedener Bevölkerungsgruppen in Afrika. Kriege sind und bleiben somit ein alltägliches Phänomen. Allerdings drehen sie sich heute um Themen, die uns in Europa im Wesentlichen nicht betreffen – beispielsweise ethnische und ökonomische Konflikte. Wir haben im Grunde genommen ein neues Kriegsgeschehen, bei dem Europa plötzlich am Rand steht und das sich unseren etablierten Deutungsmustern entzieht. Insofern begegnen wir diesen Konflikten einigermaßen „fassungslos“.

Grundsätzlich muss uns bewusst sein, dass wir hier eine Debatte aus europäischem Blickwinkel führen; ein Chinese oder ein Inder würde diese Fragen sicher anders beantworten. Damit will ich nicht sagen, dass es unsinnig ist, aus der Perspektive Europas aktuell über diese Themen zu diskutieren. Wir müssen uns jedoch im Klaren darüber sein, dass die kulturelle Bedeutung des Westens und damit auch die Art des Krieges, wie wir sie aus eurozentrischer Sicht definieren und beurteilen, zurückgehen und weiter zurückgehen werden.

Alle Kriege – ob früher oder heute – haben gemeinsam, dass sie mit Formen extremer Gewaltausübung einhergehen. Wie kann es sein, dass Menschen zu einem derartigen Verhalten imstande sind?

Prof. Pauen: In Extremsituationen, in denen wir uns existenziell bedroht fühlen, lassen wir uns leicht von Redeführern beeinflussen, insbesondere, wenn diese eine aggressive Haltung gegenüber vermeintlichen Gegnern vertreten. Ihre Aggression kehrt unsere eigene Ohnmacht in ein Machtgefühl um, und wir schalten von Verteidigung auf Angriff. Betrifft dieser Prozess größere Gruppen, so werden Gegner der aggressiven Haltung – auch solche in den eigenen Reihen – zunächst zum Schweigen gebracht, während Befürworter Zulauf erhalten. Die aggressive Stimmung steigt, der Feind wird verteufelt. Oft reicht dann schon ein kleiner Funke, um eine kriegerische Auseinandersetzung auszulösen.

In sozialpsychologischen Studien sind derartige Phänomene, die auf Gruppenzwang beruhen, bereits vielfach nachgewiesen worden. Die emotionale Aufladung, unter der Menschen in Konflikt- oder sogar Kriegssituationen handeln, erschwert es uns zusätzlich, autonom entscheidende Individuen zu bleiben und uns Massenphänomenen zu entziehen. Diese Mechanismen können im Übrigen jeden von uns treffen. Niemand von uns weiß, wie er in einer solchen Situation handeln würde.

Herr Prof. Schneidmüller, über Jahrtausende hieß das eherne Prinzip aller Friedensschlüsse: „Vergeben und Vergessen“. Wann hat sich das geändert? Wie erinnern wir heute Kriege?

Prof. Schneidmüller: Wenn wir die historischen Friedensschlüsse betrachten, dann gibt es eine große Zäsur in der Geschichte, die alles in vorher und nachher trennt: der Frieden von 1918/1919 nach dem Ersten Weltkrieg. Im Versailler Vertrag wurde zum ersten Mal festgehalten, wer Schuld am Krieg hatte. Erinnerung an Krieg und an Kriegsgräuel, von denen es sehr viele gab, war zuvor ein Vergehen gegen den Geist des Friedens. Erst seit 1919 sind wir es also gewohnt, Zwang zur Erinnerung herzustellen, systematisch eine Kultur der Erinnerung zu pflegen – als Seelenpflege, als Mahnmal, als Erziehungsprinzip.

Prof. Pauen: Es spricht vieles dafür, geschichtliche Erfahrungen im öffentlichen Diskurs zu halten, denn Menschen geben ihre Erfahrungen auch dann an die nächste Generation weiter, wenn sie nicht explizit über sie sprechen. Unsere Vergangenheit prägt Werte und Einstellungen, mit denen wir Kinder erziehen. Findet aber kein geschichtsorientierter Dialog statt, dann können die Kinder das Verhalten der Eltern nicht einordnen oder über eventuell entstehende Irritationen sprechen. Man stelle sich eine Familie vor, die im Zweiten Weltkrieg vertrieben worden ist, ohne diese Erfahrung später bewusst aufzuarbeiten. Auch wenn die Vergangenheit verdrängt wird, bleibt das Erlebte präsent und drückt sich möglicherweise in Misstrauen oder Feindseligkeit gegenüber Volksgruppen aus, deren Mitglieder längst nicht mehr identisch mit den damaligen Aggressoren sein müssen. Damit richtig umzugehen, ist ein schweres Erbe für die nächste Generation.

Prof. Schneidmüller: Historiker machen die Erfahrung, dass die Aufarbeitung der Betroffenen zumeist nicht unmittelbar stattfindet, sondern in der Regel erst einmal eine Phase des Schweigens und der Verdrängung eintritt. Eines von vielen Beispielen hierfür ist das Franco-Regime in Spanien. Bis in die 1990er-Jahre wurde über diese Zeit wenig geredet. Erst in der nächsten Generation, mit Abstand von gut zwanzig Jahren, begannen die Auseinandersetzungen mit den Gräueln der faschistischen Diktatur. Die Frage ist also, wie viel Zeit Aufarbeitung braucht, wie viele Generationenwechsel hierfür vielleicht sogar notwendig sind.



PROF. DR. SABINA PAUEN wurde im Jahr 2002 auf eine Professur für Entwicklungspsychologie und Biologische Psychologie an das Psychologische Institut der Universität Heidelberg berufen. Ihre wissenschaftliche Laufbahn führte sie zuvor an die Universitäten Frankfurt, Marburg und Tübingen sowie als DFG-Stipendiatin an die Cornell University und als Gastprofessorin an die Harvard University (USA). Prof. Pauen beschäftigt sich mit einem breiten Spektrum von Themen rund um die frühkindliche Entwicklung: Ihre Forschung reicht von den Grundlagenfragen der Gehirn- und Denkentwicklung bis zu Anwendungsfragen der Verbesserung von Beobachtung und Dokumentation im Krippenbereich. Im Jahr 2000 wurde sie mit dem Charlotte und Karl Bühler Preis der Deutschen Gesellschaft für Psychologie ausgezeichnet. Seit 2009 ist Sabina Pauen Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften.

Kontakt: sabina.pauen@psychologie.uni-heidelberg.de

Wichtig ist meiner Ansicht nach übrigens nicht nur, dass wir erinnern, sondern auch, wie wir erinnern. Der Holocaust etwa, also die Verbindung staatlicher Interessen mit rassistischer Vernichtung, hat zu einer neuen Qualität von Erinnerung geführt und damit auch zu der langen Ächtung von Krieg, wie wir sie derzeit noch erleben. Solche Qualitätsunterschiede sollten wir ins Auge fassen, um Krieg von Krieg zu unterscheiden und die Sensibilität für die Gefährdung von Zivilisation und Recht aufrechtzuerhalten.

Frau Prof. Pauen, Ihr Forschungsschwerpunkt ist die frühkindliche Entwicklung. Wie können wir unsere Kinder zu friedlichem Verhalten erziehen?

Prof. Pauen: Zunächst einmal ist es wichtig, dass man sich gegenseitig Raum lässt, sich respektiert, die Bedürfnisse des anderen wahrnimmt und auf sie eingeht – und zwar von Anfang an. Grundlegend hierfür ist, dass wir unseren Kindern beibringen, ihre eigenen Bedürfnisse zu äußern. Darüber hinaus müssen sie aber auch lernen, die Bedürfnisse des jeweils anderen zu achten. In unserem Bemühen, unseren Kindern gerecht zu werden, kommt dieser zweite Teil heute manchmal ein Stück zu kurz. Grundprinzipien des Austausches sollten es sein, über die Dinge zu sprechen und sich nicht mit körperlicher Gewalt auseinanderzusetzen, dass wir sowohl unsere eigenen, als auch die Motive des anderen hinterfragen und dass wir erklären, warum wir handeln wie wir handeln. All dies trägt dazu bei, Unverständnis und Aggressionen im Vorfeld zu vermeiden.

Dennoch möchte ich betonen, dass Aggression zur menschlichen Natur einfach dazugehört und uns überhaupt erst zur Selbstverteidigung befähigt. Wir werden sie nie vollkommen unterdrücken können, auch wenn wir sehr wohl lernen können, sie zu kanalisieren und produktiv zu nutzen.

Wie steht es um Kinder, die sehr viel Gewalt erfahren haben. Werden diese Kinder zwangsläufig zu gewalttätigen Menschen heranwachsen?

Prof. Pauen: Man weiß, dass Eltern, die selbst als Kinder misshandelt wurden – ob körperlich oder emotional –, mit erhöhter Wahrscheinlichkeit auch ihre eigenen Kinder misshandeln. Dasselbe gilt für Menschen, die in jungen Jahren viel Gewalt gesehen und erlebt haben: Auch sie tragen ein Risiko, ihre Erfahrungen später zu reaktivieren und selber gewalttätig zu werden. Neben dieser direkten Übertragung kommt hinzu, dass ein gewalttätiges oder wenig vertrauenswürdiges Umfeld starke Verunsicherung auslöst. Das setzt die Menschen unter Stress; unter Stress wiederum sind wir eher aggressiv, als wenn wir gelassen und im Vertrauen auf gegenseitiges Verständnis an die Dinge herangehen.

DEAR READERS OF RUPERTO CAROLA,

100 years after the beginning of the First World War, the ‘Great War’ of the 20th century, we dedicate this latest edition of our research magazine to the topic of ‘War & Peace’. In view of the many political, cultural, religious and ethnic centres of conflict and violent struggles around the globe, this topic could not be more relevant. The number of wars, Heidelberg conflict researchers have found, reached a new high in the past year.

In addition to research projects on past and present conflicts across all continents, the authors also examine the cultural and historical aspects of peace initiatives, times of peace and peace treaties. Some of them deal with our central topic from perspectives that only seem pertinent at second glance: they present their research on galactic cannibalism and semantic battles, and discuss new findings on auto-immune diseases and autoaggressive disorders – the wars that are waged within our own body and mind.

In this way, the research magazine once again reflects the special profile of our university that is built on the diversity of disciplines and the competence and expertise of our colleagues. I wish you an inspiring and productive reading experience!

Prof. Dr. Bernhard Eitel
Rector of Heidelberg University

„Krieg ist und bleibt ein alltägliches Phänomen.“

Prof. Schneidmüller: Die Notwendigkeit zur Friedenserziehung ist heute alternativlos. Aufgrund der technischen Möglichkeiten kann niemand mehr den großen, den alles zerstörenden Krieg ernsthaft in Erwägung ziehen. Vor hundert Jahren war das noch anders. Da wurden die Kinder gezielt in Matrosenanzüge gesteckt, zum Kriegsspiel animiert und frühzeitig auf die Wahrscheinlichkeit kämpferischer Auseinandersetzungen vorbereitet. Als zentralen Bestandteil der Friedenserziehung sehe ich die Fähigkeit zum Kompromiss. Früher sprachen Menschen abfällig vom sogenannten „faulen Frieden“, dem sie den Krieg jederzeit vorzogen. In der heutigen Zeit können wir uns diese Einstellung nicht mehr leisten. Wir müssen lernen, Kompromisse zu finden und Zurücksetzungen auch einmal auszuhalten.

Wie gehen die verschiedenen Geschlechter mit Konflikten um? Männer gelten gemeinhin als sehr viel aggressiver. Wäre eine Welt, in der die Frauen das Sagen haben, eine friedlichere Welt?

Prof. Pauen: Frauen und Männer tragen letztlich ein ähnliches Aggressionspotenzial in sich, nur haben sie unterschiedliche Formen entwickelt, ihren Aggressionen Ausdruck zu verleihen. Männer suchen eher den direkten Konflikt – oft körperlich oder mit heftigen Worten. Frauen dagegen gehen vorzugsweise den indirekten Weg – nicht umsonst spricht man vom Zickenkrieg. Allerdings findet auch hier ein Wandel statt. Während es früher noch zum guten Ton gehörte, sich als Junge hin und wieder zu prügeln, ist diese Form der körperlichen Auseinandersetzung heute verpönt. Das bedeutet aber keineswegs, dass Aggression grundsätzlich weniger würde. Die technische Entwicklung hält neue Möglichkeiten bereit, Konflikte auszutragen, etwa das Cybermobbing. Kriege können heutzutage also auch im virtuellen Raum stattfinden – mit Folgen für die Betroffenen, die teilweise deutlich schlimmer sind als ein paar blaue Flecken. Diese moderne Form von Auseinandersetzung erfreut sich übrigens bei beiden Geschlechtern großer Beliebtheit.

Prof. Schneidmüller: Als Historiker werde ich bei dieser Frage nachdenklich, denn Kriege waren bis ins 20. Jahrhundert eine vorwiegend maskuline Angelegenheit. Folglich ist man leicht geneigt zu sagen, dass Kriege ein spezifisch männliches Phänomen sind. Meiner Ansicht nach hängt das allerdings weniger damit zusammen, dass es generell nur Männer sind, die Kriege führen wollen, sondern dass es bislang nur Männer waren, die Kriege führen konnten. Auch heute noch ist der Anteil von Frauen im Militär weltweit marginal. Insofern ist diese Frage aus Sicht der Geschichtswissenschaft schwer zu beantworten.

Denken wir zum Abschluss in die Zukunft: Welche Konfliktlinien werden die kommenden Jahrzehnte prägen?

Prof. Schneidmüller: Für mein Dafürhalten ist die Entstaatlichung eines der wesentlichen Phänomene, die



PROF. DR. BERND SCHNEIDMÜLLER forscht und lehrt seit 2003 als Professor für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Heidelberg. Er ist Direktor des Historischen Seminars sowie des Instituts für fränkisch-pfälzische Geschichte und Landeskunde der Universität Heidelberg. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die vergleichende Geschichte Europas im Mittelalter, Ordnungskonfigurationen und materiale Textkulturen sowie Klöster im Hochmittelalter. Er hat zahlreiche große historische Ausstellungen mitkonzipiert, zuletzt die länderübergreifende Ausstellung „Die Wittelsbacher am Rhein – Die Kurpfalz und Europa“. Seit 2005 ist Bernd Schneidmüller Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, seit 2014 Direktor des Marsilius-Kollegs der Universität Heidelberg.

Kontakt: bernd.schneidmueller@zegk.uni-heidelberg.de

THE HISTORY OF VIOLENCE

LONGING FOR PEACE

INTERVIEW WITH SABINA PAUEN & BERND SCHNEIDMÜLLER

War and peace have undergone a fundamental paradigm shift. While Europeans today perceive the state of peace on their continent as normal, most eras in human history were marked by wars and conflicts. For a long time, violence was a normal part of political dispute and was equally accepted as a legitimate way of enforcing one's interests in conflicts between individuals or small groups. It was only after the experience of the two world wars in the mid-20th century that public opinion began to change: the tremendous violence and previously unthinkable atrocities of these wars raised awareness of the value of peace and resulted in a wave of support for the peace movement. Ever since then, war-like conflicts have been shunned in our society.

In their interview, developmental psychologist Sabina Pauen and historian Bernd Schneidmüller discuss the different faces of war and peace, and the impact of both on nations, societies, institutions and individuals. The researchers also explore the causes of violent behaviour, talk about peace education and commemorative culture, and attempt to predict which conflict lines will shape our future. Prof. Schneidmüller believes that future conflicts will no longer take place between countries, but between different collectives and groups. He cites ethnically and religiously motivated disputes, and economic and ecological conflicts as examples. War-like behaviour, the researchers conclude, will always be a possibility among humans, all longing for peace notwithstanding. War is, and always will be, an everyday phenomenon. ●

PROF. DR SABINA PAUEN accepted the Chair of Developmental Psychology and Biological Psychology at Heidelberg University's Institute of Psychology in 2002. By that time, her academic career had already taken her to the universities of Frankfurt, Marburg and Tübingen, to Cornell University on a DFG scholarship and to Harvard University as a guest professor. Prof. Pauen investigates a wide range of subjects centring on early childhood development: her research ranges from basic questions of brain and thought development to the very tangible issue of how to improve observation and documentation in day-care facilities. In 2000 Prof. Pauen received the Charlotte and Karl Bühler Award of the German Psychological Society (DGP). She has been a member of the Heidelberg Academy of Sciences and Humanities since 2009.

Contact: sabina.pauen@psychologie.uni-heidelberg.de

PROF. DR BERND SCHNEIDMÜLLER has held the Chair of Medieval History at Heidelberg University since 2003. He heads the Department of History and the Institute for Franconian and Palatine History of Heidelberg University. His research focuses on comparative European medieval history, 'order configurations' and material text cultures, and monasteries in the High Middle Ages. He has contributed to the development and organisation of many large historical exhibitions, most recently the transnational exhibition Die Wittelsbacher am Rhein – Die Kurpfalz und Europa (The Wittelsbach Family on the Rhine – the Electoral Palatinate and Europe). In 2005 Prof. Schneidmüller was accepted into the Heidelberg Academy of Sciences and Humanities; in 2014 he became director of the Marsilius Kolleg of Heidelberg University.

Contact: bernd.schneidmueller@zegk.uni-heidelberg.de

“The era of peace we are experiencing in Germany today is out of all proportion to times of war – our history is a history of violence.”

gegenwärtige und künftige Auseinandersetzungen prägen werden. Demnach sind es nicht mehr allein Staaten, die Kriege definieren, sondern verstärkt andere Kollektive oder Gruppen. Beispiele hierfür sind die Kriege im Irak oder in Afghanistan. Hinzu kommen Konfliktlinien, die über die Grenzen von Staaten hinausgehen, zum Beispiel ethnische Konflikte und Auseinandersetzungen zwischen religiösen Gemeinschaften, aber auch ökonomische und ökologische Kämpfe, Konkurrenzen zwischen Arm und Reich.

Im Falle Deutschlands ist es interessant zu sehen, dass wir keine ausgeprägten kollektiven Zukunftsvisionen mehr haben. Das ist ein wichtiger Unterschied zu früheren Gesellschaften, die für ihre Missionen bis in den Tod gingen. Ich denke hier an Nationalsozialismus, Stalinismus, Rassismus, Kolonialismus – so verbrecherisch diese Systeme auch waren. Ich selbst bin noch aufgewachsen in der Hoffnung, unsere Art von Demokratie über die Erde auszubreiten. Das war eine kollektive Erwartung des Westens, auch in der Bundesrepublik in den 1950er-, 60er- und 70er-Jahren.

Prof. Pauen: Dem muss ich widersprechen. Ich denke schon, dass es heute eine kollektive Vision gibt: und zwar die des friedlichen und solidarischen Miteinanders, das jedem Menschen faire und gerechte Chancen zur Selbstentfaltung gewährt. Kriegerisches Potenzial ist mit dieser Vision freilich nicht verbunden. ●

Das Interview führten Marietta Fuhrmann-Koch & Ute von Figura

„Friedenserziehung
ist alternativlos.“

ÜBER DEN

JORDAN

ÜBER DEN JORDAN

KRIEG UMS WASSER

HANS GEBHARDT & MARCUS NÜSSER

Wasser ist eine lebenswichtige, in vielen Regionen der Welt rare Ressource. Zum Konflikt führen knappe Wasserressourcen vor allem dann, wenn große Ströme oder wichtige Grundwasserleiter die Grenzen von Ländern überschreiten. Nicht immer brechen deshalb Kriege aus, oft lässt sich ein Streit unterhalb dieser Schwelle lösen. Der ungleiche Zugang und die ungleiche Verteilung von Wasser tragen dennoch ein erhebliches Konfliktpotenzial in sich.



PROF. DR. HANS GEBHARDT ist seit dem Jahr 1996 am Geographischen Institut der Universität Heidelberg mit dem Schwerpunkt Anthropogeographie tätig. Zuvor war er Professor für „Anthropogeographie/Landeskunde Südwestdeutschlands“ an der Universität Tübingen (1990–1996). Zu seinen zentralen Forschungsinteressen gehören die politische Geographie und die Kulturgeographie im Vorderen Orient sowie in Südost- und Ostasien. Hans Gebhardt ist Mitglied der Akademie für Raumforschung in Hannover sowie deren Landesarbeitsgemeinschaft Baden-Württemberg und ordentliches Mitglied der Kommission für geschichtliche Landeskunde Baden-Württemberg. Als Herausgeber betreut er eine Reihe von Standardwerken der Geographie sowie die „Geographische Zeitschrift“.

Kontakt: hans.gebhardt@geog.uni-heidelberg.de

T

„The next war in the Middle East will be fought over water, not politics.“ Das prophezeite Boutros Ghali im Jahr 1985. Mit seiner Prognose lag der spätere Generalsekretär der Vereinten Nationen – soweit es sich derzeit absehen lässt – falsch. Aktuelle Konflikte im Vorderen Orient werden sehr wohl um „politics“ ausgefochten. Um Wasser geht es dabei kaum. Im Kern allerdings hatte Boutros Ghali recht: Wasser ist ein zentrales Politikum, nicht nur im Vorderen Orient, sondern auch in Süd- und Zentralasien. Hinter vermeintlich politischen und religiösen Konflikten steckt das Wasser – sei es physischer Wassermangel, auch aufgrund des globalen Klimawandels, oder struktureller Wassermangel wegen der asymmetrischen Machtbeziehungen der involvierten Akteure.

Das Wasser als Politikum

Knappe Wasserressourcen können zum Konflikt führen, vor allem dann, wenn große Ströme oder wichtige Grundwasserleiter Grenzen überschreiten. Solche „transboundary waters“ sind ein weltweit verbreitetes Phänomen: Nicht weniger als 263 Seen und Flüsse sind grenzüberschreitend, 145 Nationen haben gemeinsam Anteil an Wasserflächen, 13 internationale Wasserressourcen werden von mehr als zwei Nationen genutzt.

Bei transnationalen Strömen sind zumeist die „Oberlieger“ im Vorteil, weil sie die Abflüsse kontrollieren können. Ein Beispiel ist der Euphrat, dessen Wasser in zunehmendem Maße vom „Great Anatolian“-Projekt (GAP) in der Osttürkei genutzt wird – zum Schaden der Unterlieger Syrien und Irak. Aktuell in der Diskussion sind auch die Staudammkaskaden Chinas am oberen Mekong. Sie beeinträchtigen die Wassernutzung in den Staaten Laos und Thailand sowie Kambodscha und Vietnam.

Seltener ist es, dass die „Unterlieger“ die Kontrolle über Wasserressourcen erlangen. Im Falle Ägyptens und des Nil ist dies (noch) der Fall, solange potenzielle Projekte in Äthiopien, im Sudan oder im Südsudan nicht umgesetzt worden sind. Auch in Zentralasien stammt das Wasser der beiden Ströme Syrdarja und Amudarja von den Oberliegern Tadschikistan und Kirgistan; verbraucht wird es aber von den Unterliegern Usbekistan und Turkmenistan.

Fallbeispiel 1: das Jordantal

Den seltenen Fall, dass ein „Mittellieger“ die Wasserressourcen kontrolliert, stellt das Jordantal dar. Bei den Konflikten zwischen Israel und seinen Nachbarländern Syrien und Libanon geht es primär um territoriale Kontrolle und Sicherheit für Israel, gleichzeitig aber auch um die Kontrolle der raren und lebenswichtigen Wasserressourcen, insbesondere des Jordan. Dessen Quellen (Dan, Baniyas und Hasbani) entspringen auf dem Territorium dreier Staaten: Israel, Syrien und Libanon. Mit der Besetzung der syrischen Golanhöhen durch Israel im Jahr 1967 sowie der zeitweiligen Besetzung des Südlibanon (bis Mai 2000) erlangte Israel die alleinige Kontrolle über den Jordan und den See Genezareth.

„Hinter vermeintlich politischen und religiösen Konflikten steckt oft das Wasser.“

Der Jordan durchfließt den See Genezareth und mündet in das Tote Meer. Israel nutzt das Wasser des Jordan inzwischen vollständig, indem es sein Wasser über den „National Water Carrier“ aus dem See über das Staatsgebiet Israels bis in die Wüste Negev leitet. Im Jordan unterhalb des Sees verbleibt folglich eine geringe Wassermenge. Er ist mitunter nur noch ein bescheidenes Rinnsal, mit dem Ergebnis, dass der Wasserspiegel des Toten Meeres rapide sinkt.

Fallbeispiel 2: Jordanien und Saudi-Arabien

Jordanien und seine Nachbarländer sind in besonderem Maße von einem massiven Wassermangel und entsprechenden Konflikten geprägt. Dies gilt für die Nutzung der Wasser des Jordan und des Yarmuk ebenso wie für

THE WAR FOR WATER

MAKING WAVES

HANS GEBHARDT & MARCUS NÜSSER

Water is an essential resource that is nevertheless scarce in many regions of the world. This scarcity frequently causes conflicts, especially in places where large streams or important aquifers cross national borders. Such “transboundary waters” are a widespread phenomenon that affects 263 lakes and rivers worldwide. 145 nations share bodies of water, and 13 international water resources are used by more than two nations. This makes water a central political issue. It is at the root of many disputes that at first glance appear to be motivated by politics or religion.

The authors cite three examples to explain the conflict potential inherent in limited water resources: 1. The disputes between Israel and its neighbours Syria and Lebanon, which are primarily about territorial control and safety for Israel, but also about controlling the rare and vital water resources of the region, especially the water of the River Jordan. 2. The conflict about the use of the fossil waters of the Disi aquifer in the borderland between Jordan and Saudi Arabia – two countries afflicted by a massive water shortage. 3. The 30-year territorial conflict between India and Pakistan concerning the Siachen Glacier in the south-eastern part of the Karakoram mountain range.

In many cases, the authors conclude, water disputes can be successfully regulated through treaties, often following tough negotiations. In other cases the cause of the conflict lies not – or not only – in unequal access to and distribution of water between neighbouring countries. While the three examples described have not led to open warfare, they do carry considerable potential for future conflicts. ●

PROF. DR HANS GEBHARDT has been a faculty member of Heidelberg University's Institute of Geography since 1996, specialising in anthropogeography. From 1990 to 1996, he was professor of anthropogeography/regional studies of south-western Germany at the University of Tübingen. His research interests include the political and cultural geography of the Near East and of South East and East Asia. Prof. Gebhardt is a member of the Academy for Spatial Research and Planning in Hannover and its Baden-Württemberg working group, and a regular member of the Commission for Historical Regional Studies (Kommission für geschichtliche Landeskunde) Baden-Württemberg. He is the editor of a number of standard works of reference for geography and of the Geographical Journal.

Contact: hans.gehardt@
geog.uni-heidelberg.de

PROF. DR MARCUS NÜSSER accepted a position at Heidelberg University's South Asia Institute in 2006 after earning his teaching credentials and holding a temporary professorship in Bonn. His research focuses on human-environment relations, high mountain research, political ecology, and land use systems and resource management in South Asia and Sub-Saharan Africa. Prof. Nüsser is a regular member of the Association for High Mountain Research (Arbeitsgemeinschaft für Vergleichende Hochgebirgsforschung). He is co-editor of the "Journal of Mountain Science" and editor of the book series "Advances in Asian Human-Environmental Research".

Contact: marcus.nuesser@
uni-heidelberg.de

“Limited water resources may cause conflicts, especially when large streams or important aquifers cross national borders. This makes water a central political issue.”

Grundwasserleiter fossilen Wassers im Grenzgebiet zwischen Jordanien und Saudi-Arabien. Alle diese Konflikte sind (derzeit) nicht kriegerisch, bergen aber ein erhebliches Konfliktpotenzial. Der Zusammenhang von Ökologie, Ökonomie und Politik lässt sich dabei exemplarisch im Konflikt um die Nutzung der fossilen Wasser des Disi-Aquifers im Grenzgebiet von Jordanien und Saudi-Arabien zeigen.

„Jordanien und seine Nachbarländer sind in besonderem Maße von Wassermangel und entsprechenden Konflikten geprägt.“

Das Disi-Aquifer erstreckt sich auf rund 320 Kilometern vom Süden Jordaniens bis in die Nordregion Saudi-Arabiens. Es handelt sich um fossile, überwiegend während der letzten Pluvialzeit gebildete Wasser, die derzeit sowohl von Agrarunternehmen in Jordanien wie im Nachbarland ausgebeutet werden. Da die Wasservorräte begrenzt sind – die Schätzungen über die Nutzungsdauer gehen weit auseinander, in der Regel geht man von 30 bis 50 Jahren aus –, entstand eine Kontroverse um die Nutzungsrechte der beiden Staaten, nicht zuletzt, weil die unterirdischen Abflussverhältnisse unklar sind und zudem durch die Menge der abgepumpten Wasser beeinflusst werden.

Satellitenbilder lassen erkennen, dass auf saudi-arabischer Seite sehr viel mehr Kreisberegnungsanlagen zum Anbau installiert wurden als auf jordanischer Seite. Der Konflikt um das Disi-Wasser hat bisher nicht über das Niveau eines regionalen Konflikts ausgegriffen. Es besteht aber ein erhebliches Konfliktpotenzial, da Jordanien zurzeit eine Fernleitung errichtet, um mit dem Wasser die Versorgung seiner Hauptstadt Amman zu sichern. Angesichts seiner prekären Wassersituation ist Jordanien wohl auch darauf angewiesen.

Fallbeispiel 3: Indien und Pakistan

Massiver sind aktuelle Konflikte um Wasser in Indien und Pakistan. Sie schwelen seit der politischen Teilung des Subkontinents im Jahr 1947. Auch wenn das Abkommen über die Wassernutzung des Indus und seiner Nebenflüsse im Jahr 1960 durch Vermittlung der Weltbank ratifiziert wurde und der „Indus Water Treaty“ als beispielhaft für ein erfolgreiches bilaterales Wassermanagement gilt, hat sich im toten Winkel der Grenze zwischen den beiden Staaten ein veritabler „kalter Krieg“ um den Besitz eines Gletschers entfaltet: Am Siachen-Gletscher im südöstlichen Karakorum-Gebirge stehen sich seit dem Jahr 1984 indische und pakistanische Militärposten bis in Höhen über 6.500 Metern gegenüber. Eingerahmt von imposanten

Massiven mit klangvollen Namen wie Salto Kangri, Sia Kangri und Teram Kangri, die mehr als 7.000 Meter aufragen, bildet der über 70 Kilometer lange Eisstrom den längsten Gletscher des Karakorum und global gesehen den zweitlängsten außereuropäischen Gletscher.

In dieser spektakulären Hochgebirgsarena findet seit 30 Jahren ein extrem aufwändiger, kostintensiver und zugleich absurder Stellungskrieg statt, der durch geostrategische Erwägungen, nationales Prestigedenken und den Wunsch nach Ressourcenzugängen motiviert wird. Im April des Jahres 2012 erhielt der Konflikt erneut mediale Aufmerksamkeit: Damals traf eine große Lawine ein pakistanisches Militärcamp und begrub 140 Menschen unter sich.

Der „ewige Streit“ um Kaschmir ist ein Erbe der Teilung Britisch-Indiens. Seit der Dekolonisation des Subkontinents streiten sich die beiden Kontrahenten Indien und Pakistan um die Kontrolle des ehemaligen Fürstentums. Die territoriale Aufteilung in die indisch und die pakistanisch kontrollierten Teile Kaschmirs folgt bis heute über weite Strecken den unter Vermittlung der Vereinten Nationen getroffenen Vereinbarungen von Karachi, die am 1. Januar 1949, nach Ende des ersten Kaschmir-Krieges, eine insgesamt etwa 790 Kilometer lange Waffenstillstandslinie vorsahen. Eine Demarkationslinie im Bereich des Siachen-Gletschers bis zum Karakorum-Pass an der chinesischen Grenze wurde dabei allerdings nicht konkretisiert: Aufgrund der klimatischen Bedingungen erschien eine Besiedlung oder Nutzung dieser unwirtlichen Gebiete abwegig.

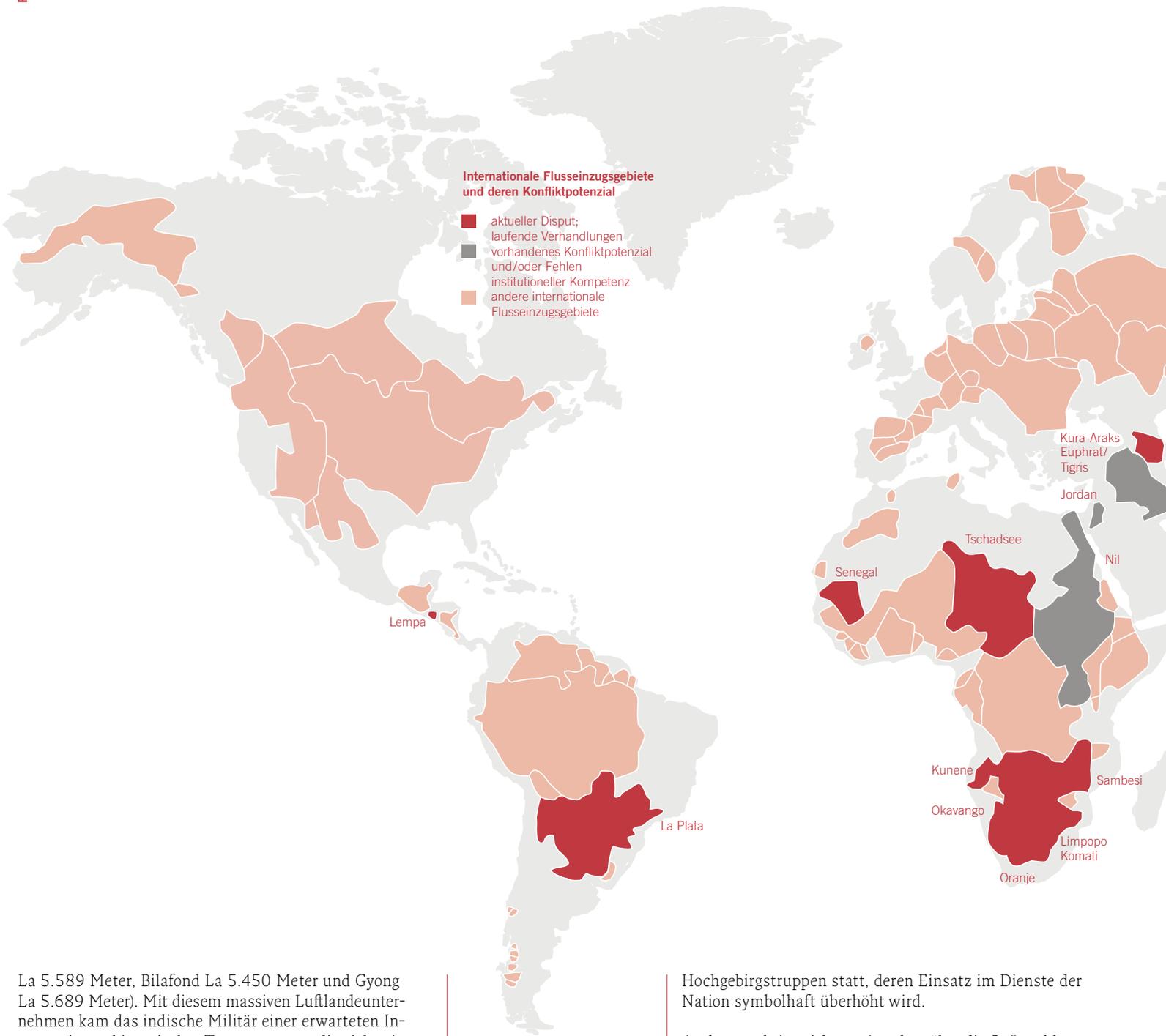
Damit bildete der Siachen-Gletscher ein klassisches Niemandsland, in dem weder Indien noch Pakistan eine militärische oder administrative Präsenz unterhielten. Pakistan indes genehmigte bis in die frühen 1980er-Jahre vielen internationalen Expeditionen die Besteigung von Hochgipfeln in diesem Gebiet. Wegen der großzügigen Vergabe der Genehmigungen und dem Bereitstellen pakistanischer Offiziere als „Liaison Officers“ befürchtete Indien eine Legitimation territorialer Ansprüche durch Pakistan. Die indische Armee reagierte mit einer eigenen Expedition, der im Jahr 1978 die Erstbesteigung des Teram Kangri II gelang. Diese Expedition kann als erster konkreter Schritt zur Artikulation territorialer Ansprüche Indiens im Siachen-Gebiet gedeutet werden. Eine weitere Expedition erfolgte im Jahr 1981: 55 Bergsteiger der indischen Armee durchstiegen den Siachen-Gletscher erstmalig in seiner gesamten Länge, erkundeten Hochpässe und bestiegen mehrere Gipfel.

Während der Militäroperation „Meghdoot“ – wörtlich als „göttlicher Wolkenbote“ zu übersetzen – besetzte Indien am 13. April 1984 den Siachen-Gletscher und alle wichtigen Pässe im Bereich der Salto-Kette (Sia



PROF. DR. MARCUS NÜSSER wurde im Jahr 2006 nach seiner Habilitation und einer Vertretungsprofessur in Bonn an das Südasien-Institut der Universität Heidelberg berufen. Zu den Forschungsschwerpunkten des Geographen zählen die Mensch-Umwelt- und Hochgebirgsforschung, Politische Ökologie sowie Landnutzungssysteme und Ressourcenmanagement in den Ländern Südasiens und des subsaharischen Afrikas. Marcus Nüsser ist ordentliches Mitglied der Arbeitsgemeinschaft für Vergleichende Hochgebirgsforschung, Mitherausgeber des „Journal of Mountain Science“ und Herausgeber der Buchreihe „Advances in Asian Human-Environmental Research“.

Kontakt: marcus.nuesser@uni-heidelberg.de



La 5.589 Meter, Bilafond La 5.450 Meter und Gyong La 5.689 Meter). Mit diesem massiven Luftlandeunternehmen kam das indische Militär einer erwarteten Intervention pakistanischer Truppen zuvor, die sich mit bereits besetzten Positionen in den Hochlagen konfrontiert sahen. Aufgrund der vollendeten Tatsachen konnten die pakistanischen Streitkräfte lediglich die westlichen Hänge der Saltoro-Kette einnehmen. Damit kontrolliert Indien das gesamte Dreieck zwischen der Koordinate NJ 9.842, dem Indira Col und dem Karakorum-Pass. An dieser Konstellation und dem Frontverlauf zwischen den indischen und pakistanischen Posten hat sich seither trotz zeitweise heftiger Artilleriegefechte und kurzfristiger Geländegewinne nichts Wesentliches verändert. Auf beiden Seiten findet eine massive Heroisierung der

Hochgebirgstruppen statt, deren Einsatz im Dienste der Nation symbolhaft überhöht wird.

Auch wenn keine sicheren Angaben über die Opferzahlen und Truppenstärken beider Seiten vorliegen, zeigt sich die Absurdität dieses Stellungskrieges in der Tatsache, dass mehr Soldaten durch Lungenödeme, Erfrierungen, Lawinen, Steinschlag oder Gletscherspaltenstürze ums Leben gekommen sind als durch gegnerischen Beschuss. Ein weiterer Punkt sind die enormen Kosten, die beide Seiten für die Stationierung der Truppen sowie für Material und Transporte aufbringen müssen. Neben dem menschlichen Leid hat der 30-jährige Konflikt massive ökologische Schäden in diesem Hochgebirgsraum verursacht: Satellitenbilder zeigen Umweltschäden in der Umgebung von Bunkeranlagen,



„Knappe Wasserressourcen können vor allem dann zum Konflikt führen, wenn große Ströme oder wichtige Grundwasserleiter Grenzen überschreiten.“

© verändert nach: Department of Geosciences, Oregon State University

Hubschrauberlandeplätzen und Öl-Pipelines; Tonnen von Abfällen werden regelmäßig in Gletscherspalten „entsorgt“.

Im sensitiven Hochgebirgsraum an der Grenze zwischen Süd- und Zentralasien stehen sich mit Indien, Pakistan und China drei Atommächte gegenüber. Eine einfache Antwort auf die Frage, wem Kaschmir denn nun eigentlich gehört, ist in diesem scheinbar endlosen und symbolisch stark aufgeladenen Konflikt kaum möglich.

Erhebliches Konfliktpotenzial

Die Medien neigen mitunter zu martialischen Begriffen: Wasserkriege, Klimakriege, kalte Kriege um die Ressourcen der Arktis und so fort. Auch Wissenschaftler sind nicht frei von dieser Terminologie. Humangeographen differenzieren

„In Indien und Pakistan wird aktuell massiv um Wasser gestritten.“

hier stärker – ohne deswegen Entwarnung geben zu können. In vielen Fällen können Wasserkonflikte nach zähen Verhandlungen und Vertragsunterzeichnungen erfolgreich reguliert werden. In anderen Fällen liegt die Konfliktursache nicht – oder zumindest nicht ausschließlich – im ungleichen Zugang und der Verteilung von Wasser zwischen Ober- und Unterliegern. Die hier beschriebenen Konfliktfälle haben bisher zu keinen offenen Kriegen geführt. Sie tragen aber gleichwohl ein erhebliches Konfliktpotenzial in sich. ●

FORMEL

FÜR DEN
FRIEDEN?

FORMEL FÜR DEN FRIEDEN?

McDonald's UND DIE WELTORDNUNG

PETER SCHLOTTER

„Freier Handel + internationale Organisation + Demokratie“, so lautet die Formel, die den Frieden zwischen Staaten sichern soll. An ihr orientieren sich gegenwärtig die Weltordnungsvorstellungen und die internationale Politik. Doch ist ihr Resultat tatsächlich immer der Frieden? Und wenn ja: Unter welchen Bedingungen stellt sich das erhoffte Ergebnis ein? Heidelberger Friedens- und Konfliktforscher haben Antworten auf diese Fragen.

N

„No two countries that both have a McDonald's have ever fought a war against each other.“ Dieser Satz des New-York-Times-Kolumnisten Thomas L. Friedman avancierte zum Leitmotiv der „Big Mac Theory“, nach der globale wirtschaftliche Beziehungen den Frieden befördern. „Enlarging Democracy“ war das Motto Präsident Clintons und seiner Nachfolger für eine von den Vereinigten Staaten geführte liberale Weltordnung demokratischer Staaten. „Wir, die Völker der Vereinten Nationen – fest entschlossen, künftige Geschlechter vor der Geißel des Krieges zu bewahren, [...] errichten hiermit eine internationale Organisation, die den Namen ‚Vereinte Nationen‘ tragen soll“, steht feierlich in der UN-Charta aus dem Jahre 1945. Mit diesen Sätzen ist die Trias benannt, die seit der Aufklärung die Grundlage für eine theoretisch durchdachte Friedensidee bildet: Freihandel, Demokratie und Internationale Organisation.

Gleichsam mit einem Paukenschlag eröffnete der französische Staatstheoretiker Charles de Montesquieu (1689–1755) die Debatte über das, was wir heute den „liberalen Frieden“ nennen. Durch Handelskontakte würden „störende Vorurteile“ mithilfe der „Kenntnis der Sitten aller Völker“ beseitigt und „ein gewisses Gefühl für die strenge Rechlichkeit“ geweckt. Sodann: „Zwei Völker, die miteinander Handel treiben, werden wechselseitig abhängig voneinander“ und sind deshalb zum Frieden geneigt, weil dieser „ihren wechselseitigen Vorteilen“ entspreche. Drittens führte er das Argument ein: „Der Handel steht in Beziehung zur Staatsverfassung. Unter einer Alleinherrschaft ist er gewöhnlich auf dem Luxus begründet [...] Unter der Herrschaft der Republik ist der Handel mehr auf der Bedarfsdeckung begründet.“ Damit verknüpft ist die These vom „douce commerce“: Der Handel fördere Verhaltensweisen, die nicht auf Ruhm und Ehre (und damit auf Krieg und die Durchsetzung des Rechts des Stärkeren) gerichtet seien, sondern auf die Einhaltung von Recht und Moral, und trage daher zur Rechtssicherheit, zur Zivilisierung der Gesellschaft und zur Veredelung des menschlichen Charakters bei.

Vereint durch wechselseitigen Eigennutz

Mit den ökonomischen Theorien des aufkommenden Liberalismus wurde der Grundstein für die Annahme gelegt, dass insbesondere freier Handel zum Frieden führe. Dem

Fortschritt und der Zivilisierung der Menschheit von der Jäger- über die Hirten- und Ackerbau- bis zur bürgerlichen Gesellschaft folgend werde der Krieg schrittweise vom Frieden abgelöst, weil „Krieg sich nicht lohne“. Immanuel Kant (1724–1804) schließlich verband das Argument, der Handel würde die Völker durch den „wechselseitigen Eigennutz vereinigen“, mit seinen „Definitivartikeln“: Zum „Ewigen Frieden“ gehöre notwendig, dass es sich bei den Staaten um Republiken (man würde heute sagen Demokratien) handele und sie sich zu einem „Völkerbund“ zusammenschließen. Damit hatte er die verschiedenen Denkstränge der Aufklärung zusammengeführt und zum ersten Mal eine systematische, philosophisch begründete Friedenstheorie entworfen.

Kants Friedenstheorie gilt nur – und das muss besonders hervorgehoben werden – für Beziehungen zwischen Staaten, nicht für innerstaatlichen Frieden. Seine Ideen bilden bis heute den Kernbestand außenpolitischer Zielvorstellungen westlicher Demokratien. Auf ihnen fußten Präsident Wilsons Pläne für eine Weltordnung nach dem Ersten Weltkrieg, der in internationale Organisationen eingebettete Liberalismus (embedded liberalism) des Westens im Kalten Krieg und die gegenwärtige – den globalen Diskurs immer noch hegemonial bestimmende – Vorstellung, ein globalisierter Kapitalismus mit demokratischen Staaten und handlungsfähigen internationalen Organisationen lege das Fundament für eine friedlichere Welt. Nun ist das sicher eine schöne Idee, aber wie sieht die Realität aus?

Frieden braucht freien Handel

Vor allem die quantitativ orientierte US-amerikanische Forschung hat zur These „Handel = Frieden“ folgende Kontextbedingungen identifiziert:

- 1) Es muss grundsätzlich Freihandel herrschen, der durchgehend von privaten wirtschaftlichen Akteuren getragen wird und weitestgehend frei ist von politischen Einflüssen der Regierungen.
- 2) Eine friedensbefördernde Wirkung haben diese Art von Handelsbeziehungen nicht nur für Demokratien untereinander, sondern auch für marktwirtschaftliche Autokratien; allerdings sehen diese nur selten von einer politischen Steuerung und Kontrolle der Wirtschaftsakteure ab, sodass die Friedenswirkung in dieser Konstellation sehr viel geringer ausfällt.
- 3) Je symmetrischer die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Staaten sind, desto geringer ist die Gefahr kriegerischer Auseinandersetzungen.
- 4) Handel trägt zum Frieden bei, weil er wirtschaftliche Interdependenzen erzeugt, die Krieg unter Nutzenkalkulationen unattraktiv machen. Darüber hinaus bedarf Handel

„Keine zwei Länder, in denen es McDonald's gibt, haben jemals Krieg gegeneinander geführt.“

der Kommunikation über staatliche Grenzen hinweg, was wiederum Anreize für Drittparteien liefert, die friedliche Regelung von Konflikten zu vermitteln.

5) Wirtschaftlicher Austausch fördert friedliche Beziehungen besonders dann, wenn er in internationale Organisationen und Regime eingebettet ist.

6) Der Handelsfrieden ist besonders stabil, wenn die Handelspartner eine entwickelte und prosperierende Volkswirtschaft aufweisen, wenn die Interdependenz einen hohen Grad erreicht hat und die Verflechtung vor allem im Finanzsektor besonders dicht ist.

7) Der demokratische Charakter der Handelspartner spielt eine entscheidende Rolle für die Friedenswirkung der wirtschaftlichen Interdependenz. Demokratien sind untereinander ökonomisch am dichtesten vernetzt, weil Unternehmen bereitwilliger mit anderen in Austausch treten, wenn sie in Staaten mit Rechtssicherheit lokalisiert sind und keine kriegerischen Verwicklungen zu befürchten sind.

Fasst man die Ergebnisse der vor allem quantitativen Forschung zusammen, so trägt Handel tatsächlich zum zwischenstaatlichen Frieden bei, aber nur in Form eines sogenannten „Kapitalistischen Friedens“ (capitalist peace), eingebettet in marktwirtschaftliche Beziehungen und eine dichte internationale Institutionalisierung. Eine stabile Friedenswirkung entfaltet dieser Kapitalistische Frieden darüber hinaus allein im Verhältnis von Demokratien untereinander. In Beziehungen zu sozialistischen Ländern (wie im Kalten Krieg) oder gar „Schurkenstaaten“ ist die Wirkung begrenzt.

Frieden braucht internationale Organisationen

Wenn Regierungen einen Krieg anstreben oder ihn für unvermeidlich halten, sind internationale Organisationen nicht in der Lage, den Frieden zu erzwingen. Ihre Mittel der Einflussnahme sind diplomatische Initiativen (beispielsweise Schlichtungsbemühungen), Anreize und Sanktionen, vor allem die geschickte Überzeugungsarbeit der von ihnen entsandten Vermittler. Nur in Extremfällen erteilt der UN-Sicherheitsrat ein militärisches Mandat, wobei sich ein Erfolg solcher Erzwingungsmissionen tendenziell eher selten einstellt. Die Hauptrolle internationaler Organisationen liegt in der Prävention gewaltsamer Konflikte, aber auch hier hängt die Wirkung stark vom Kontext ab. In der Untersuchung dieses Kontextes liegt ein Schwerpunkt der Heidelberger Forschungen zu den internationalen Beziehungen.

Internationale Organisationen können erstens zur Verbesserung der Information zwischen Staaten beitragen, zum Beispiel über Transparenz und Vertrauensbildung. So vermindern sie präventiv das sogenannte Sicherheitsdilemma, wonach ein Staat prinzipiell nie wissen kann, ob sein



PROF. DR. PETER SCHLOTTER forscht und lehrt seit 2005 am Heidelberger Institut für Politische Wissenschaft. Seine Arbeitsbereiche sind Friedens- und Konfliktforschung sowie Internationale Beziehungen, insbesondere Friedenstheorien, Europäische Integration sowie Konfliktprävention und -intervention. Von 1974 bis 2005 war Peter Schlotter wissenschaftlicher Mitarbeiter und zeitweise Vorstandsmitglied der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung (HSFK). 1990 begleitete er als „Westberater“ den Planungsstab des Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten der DDR während der Verhandlungen zur deutschen Einheit. Von 2002 bis 2008 leitete er die Arbeitsgemeinschaft für Friedens- und Konfliktforschung (AFK), der wissenschaftlichen Vereinigung der Friedensforscher im deutschsprachigen Raum.

Kontakt: peter.schlotter@ipw.uni-heidelberg.de

heutiger Freund morgen sein Feind ist – eine extrem kriegsträchtige Konstellation. Sodann verringern sie zweitens die Überwachungskosten zwischenstaatlicher Verträge. Die 190 Staaten etwa, die dem Vertrag über die Nichtverbreitung von Kernwaffen beigetreten sind, wären als Einzelne nicht in der Lage, seine Einhaltung zu überprüfen. Sie haben daher die Internationale Atomenergiebehörde in Wien mit dieser Aufgabe beauftragt, deren Experten den Teilnehmerstaaten ihre Kontrollergebnisse überlassen. Und drittens sozialisieren internationale Organisationen als norminstitutionalisierende Instanzen ihre Mitglieder in Verhaltensweisen ein, die den Zielen der Organisation angemessen sind.

Alle diese Funktionen – und das sei an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich betont – sind keine „Naturgesetze“. Vielmehr sind sie abhängig von den Machtkonstellationen, die sie hervorbringen, von der Organisationsdichte und dem Politikfeld. So hat die Forschung, unter anderem auch in Heidelberg, gut belegen können, dass internationale Organisationen, die fest und dicht institutionalisiert sind und sicherheitspolitische Aufgaben haben – beispielsweise die NATO –, ihre Aufgaben besser erfüllen als schwach institutionalisierte. Noch wichtiger ist die Beobachtung, dass Organisationen, die sich nur aus demokratischen Staaten zusammensetzen, bei der Konfliktprävention besonders erfolgreich sind, unter anderem, weil sich an sie ein vielfältiges Geflecht von gesellschaftlichen Akteuren anlagert, das Kooperationsnormen und kooperative Verhaltensweisen verstärkt. Dies lassen autokratische und totalitäre Regime per se ungern bis gar nicht zu. Gemischte oder gar rein autokratische internationale Organisationen – etwa die 1996 von China, Russland, Usbekistan, Kasachstan, Kirgisistan und Tadschikistan gegründete Shanghaier Organisation für Zusammenarbeit – sind folglich weniger handlungsfähig und weisen eine schwache Leistungsbilanz bei der Kriegsverhütung und Konfliktregelung auf.

Frieden braucht Demokratien

Gesichert ist die empirische Beobachtung, dass Demokratien (hier in einer Minimaldefinition bestimmt als Regierungsform, in der die gesamte erwachsene Bevölkerung in fairen Wahlen abstimmen kann, niemand prinzipiell von politischer Aktivität ausgeschlossen ist und Rechtsstaatlichkeit vorherrscht) keine Kriege gegeneinander geführt haben – ein Befund, der in der Politikwissenschaft unter dem Terminus „Demokratischer Frieden“ zusammengefasst wird. Dies ist die eine Seite der Medaille, die andere ist: Demokratien sind durchaus in Kriege gegen Autokratien und Diktaturen gezogen oder haben koloniale Eroberungszüge unternommen. Insofern sind sie nicht generell friedlich, obwohl sie es ja eigentlich – zum Beispiel nach Kant – sein müssten. Denn wenn die Bürger eines demokratischen Staates darum wissen, dass sich Krieg nicht lohnt, dann müssten sie auch gegen Kriege sein, die gegen Autokratien

geführt werden. Und wenn checks-and-balances in Demokratien verhindern, dass Kriegstreiber-Parteien oder militante Eliten die Oberhand gewinnen, dann müsste dies nicht nur für Konflikte zwischen Demokratien gelten.

Dieser „Doppelbefund“ stellt die Forschung zum Demokratischen Frieden vor eine Fülle von Fragen. Zunächst wird – wie schon bei den beiden anderen Ecken des Dreiecks ausgeführt – deutlich, dass es sich beim demokratischen Sonderfrieden zwar um einen ziemlich robusten Befund handelt, aber nicht um ein „Gesetz“. Selbst wenn Demokratien bislang gegeneinander keine Kriege geführt haben, weil hier offenbar die Kombination von enger wirtschaftlicher Interdependenz, einem hohen interdemokratischen Institutionalisierungsgrad und der Herausbildung eines „Wir-Gefühls“ ihre Friedenswirkung entfaltet, so ist damit nicht gesagt, dass dies immer so bleiben muss.

Bleibt die Frage nach der zweifelhaften Friedfertigkeit der Demokratien gegenüber Autokratien und Diktaturen. Seit dem Ende des Ost-West-Konflikts finden wir nicht mehr die klassischen zwischenstaatlichen Kriege – zwischen Demokratien sowieso nicht, aber auch nicht gegen Autokratien oder zwischen ihnen. Mit „klassisch“ ist der Krieg um Macht und Territorium gemeint, geführt mit Massenarmeen und dem Ziel der Annexion oder Besetzung, ausgetragen in Schlachten zwischen regulären Streitkräften. Demgegenüber lassen sich heutzutage drei Idealtypen von militärischen Einsätzen beobachten, in allen waren Demokratien die aktiv treibende Kraft: Weltordnungskriege (zum Beispiel der Golfkrieg 1990/91), humanitäre Interventionen (zum Beispiel der Kosovo-Krieg 1999 oder zahlreiche UN-mandatierte Interventionen und Missionen) sowie Kriege, um einen Regimewechsel einzuleiten (zum Beispiel der Irak-Krieg 2003 oder die Intervention in Libyen 2011, die ursprünglich vom UN-Sicherheitsrat mit einer humanitären Zielsetzung mandatiert und von Frankreich, Großbritannien und den USA zu einem Anti-Regimekrieg erweitert wurde).

Diese „demokratischen Kriege“ sind Ausdruck der Janusköpfigkeit der liberalen Idee. Einer Staatenordnung, die bislang auf dem Prinzip der Achtung der Souveränität beruhte, wird eine normativ begründete „Superstruktur“ übergestülpt, nach der Demokratien militärisch eingreifen dürfen, wenn „Schurkenstaaten“ das Völkerrecht und die Menschenrechte fundamental verletzen oder Staaten aufgrund innerer Konflikte zerfallen. Diese Abgrenzung des „Wir“ gegen die „Anderen“ birgt viele Gefahren: Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit, die Verschleierung von profaner Machtpolitik als „Zivilisierungsmission“ sowie eine Teilung der Welt in die „guten“, die westlichen Demokratien, und diejenigen, die nicht zu diesem Kreis gehören. Außerdem besteht stets das Risiko, dass selbst normativ wohl begründete Kriege der Kontrolle entgleiten und durch

„Demokratien sind friedfertig, allerdings nur untereinander. Gegen Autokratien und Diktaturen sind sie durchaus bereit, in den Krieg zu ziehen.“

McDONALD'S AND WORLD ORDER

A FORMULA FOR PEACE?

PETER SCHLOTTER

Free trade, international organisation and democracy are the guarantors of peaceful relations between countries. This liberal peace idea is at the root of the concepts of world order that currently determine international politics. Several studies prove indeed that close economic ties between countries, whether democratic or not, greatly reduce the risk of war. It is also generally accepted that the diplomatic efforts of international organisations like the UN can prevent wars or stop them once they have begun. The factor of democracy, however, is an ambivalent one: It is true that democratic countries have not waged war against each other so far – a fact that is described by the term “democratic peace”. They are, however, quite willing to go to war against dictatorships or “rogue regimes”, and they are the driving force behind humanitarian interventions.

The readiness of democracies to use military force can be ascribed to the normative content of the liberal peace theory. The implied distinction between “we” and “the others” harbours many dangers, such as arrogance and self-righteousness, or the attempted disguise of mundane power politics as “civilising missions”. If it is true that trade and international organisations keep the peace mainly between democracies, the question remains why this is not the case at the periphery of this peace zone and beyond. Could it be that the current peace between nations – and that alone is the intent of the liberal peace idea – is based on the violent enforcement of global capitalism and democracy? If that were the case, it could not be justified by the concept of progress inherent to the liberal idea. That concept is obsolete in view of the contingency of history and its breaches of civilisation. ●

PROF. DR PETER SCHLOTTER joined the Heidelberg Institute for Political Science as professor of international relations in 2005. His interests are peace and conflict research and international relations, especially peace theories, European integration, and conflict prevention and intervention. From 1974 to 2005 he was a research fellow at the Peace Research Institute Frankfurt (PRIF) and also served on the board of this institution for a number of years. In 1990 he acted as counsellor to the GDR Foreign Office during the negotiations on the German reunification. From 2002 to 2008, Peter Schlotter headed the German Association for Peace and Conflict Studies, a scientific organisation of peace researchers in German-speaking countries.

Contact: peter.schlotter@
ipw.uni-heidelberg.de

“Democracies are peaceful, but only towards each other. They are quite willing to go to war against autocracies and dictatorships.”

den Verlauf der militärischen Auseinandersetzungen am Ende das Gegenteil von dem herauskommt, was anfangs erstrebt wurde.

Ein Ergebnis der Forschung ist somit, dass der Doppelbefund des Demokratischen Friedens bezogen auf den Aspekt der Kriege mit Autokratien spezifiziert werden muss. Demokratien führen demnach offenbar keine zwischenstaatlichen Kriege klassischer Art mehr gegen autokratische Regime, allerdings sind sie durchaus bereit, militärische Gewalt im Namen liberaler Ideen einzusetzen, also beispielsweise zur Durchsetzung von Menschenrechten und Demokratie, aber auch zur Durchsetzung einer globalen kapitalistischen Marktwirtschaft.

Mehr Frieden als Krieg

Führt die Trias „Handel + Internationale Organisation + Demokratie“ also zu einer friedlicheren Welt? Die Antwort lautet: Ja, im Prinzip schon – allerdings nur unter der Voraussetzung, dass alle drei Bedingungen gegeben sind. In Beziehungen zwischen Demokratien und Diktaturen dagegen beziehungsweise in Fällen zerrütteter Staatlichkeit, in denen der von Thomas Hobbes (1588–1679) als „Urzustand“ bezeichnete Kampf „aller gegen alle“ herrscht, sind manche Demokratien durchaus dazu bereit, in den Krieg zu ziehen, um so die Ordnung wiederherzustellen. Die Frage, die sich hieraus ergibt, lautet: Warum gibt es militantere Demokratien und weniger militante?

Weiterhin tut sich ein großes Forschungsfeld für eine normative Theorie der internationalen Beziehungen auf: Der Krieg Frankreichs, Großbritanniens und der USA gegen Gaddafi etwa ist nach den Kriterien einer ethischen Beurteilung nicht das Gleiche wie beispielsweise die Grenzkonflikte 2011 zwischen Kambodscha und Thailand. Und schließlich: Wie lässt sich erklären, dass der liberale Frieden offensichtlich ein Janusgesicht hat? Auf der einen Seite sehen wir den zwischenstaatlichen Frieden, auf der anderen innergesellschaftliche Kriege in solchen Regionen, die in diesen (noch) nicht eingebunden sind. Könnte es sein, dass der gegenwärtige Staatenfrieden einer liberalen Weltordnung auf der gewaltgeladenen Durchsetzung von globalem Kapitalismus und Demokratie aufruht? Hoffnung macht, dass diese Entwicklung nicht überall gewaltsam verläuft und dass heute in der Welt mehr Frieden als Krieg herrscht. Zur Vorsicht mahnt allerdings, dass der Fortschrittsgedanke, der in die liberale Idee eingepflanzt ist, angesichts der Kontingenz der Geschichte und ihrer Zivilisationsbrüche überholt ist. Was uns heute optimistisch stimmt, kann schon morgen ins Gegenteil umschlagen. ●

Könnte es sein, dass der gegenwärtige Staatenfrieden auf der gewaltgeladenen Durchsetzung von globalem Kapitalis- mus und Demokratie aufruht?

**KEIN
FRIEDEN**

IN SICHT

KEIN FRIEDEN IN SICHT



SIMON ELLERBROCK studiert Politische Wissenschaft, Soziologie und Öffentliches Recht an der Universität Heidelberg. Zu seinen Studienschwerpunkten gehören aktuell die Internationale Politische Ökonomie sowie innerstaatliche Konflikte. Er leitet die Arbeitsgruppe „Afrika südlich der Sahara“ sowie das Gremium für Methodik am HIIK. Seit 2012 ist Simon Ellerbrock zudem Mitglied im Vorstand des Heidelberger Instituts für Internationale Konfliktforschung. Im selben Jahr war er Chefredakteur des „Conflict Barometer“.

Kontakt: ellerbrock@hiik.de

HEIDELBERGER KONFLIKT- BAROMETER

SIMON ELLERBROCK & PETER HACHEMER

Es reicht nicht aus, die Opfer zu zählen, um Konflikte und Kriege zu verstehen. Dennoch basieren viele wissenschaftliche Arbeiten auf diesem schlichten Modell. Das „Heidelberger Konfliktbarometer“ geht anders vor: Es versucht, möglichst viele Merkmale zu berücksichtigen, die Krisen bis hin zu kriegerischen Auseinandersetzungen begleiten. Die Wissenschaftler tragen damit zu einem umfassenden Verständnis der kriegerischen Dynamik bei und liefern Daten für die Konfliktfrühwarnung.



PETER HACHEMER, M. A., studierte Politische Wissenschaft, Politische Wissenschaft Südasiens sowie Mittlere und Neuere Geschichte an der Universität Heidelberg. Er leitet die Regionalgruppe „Konflikte in den Americas“ am Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung und ist seit 2012 Mitglied im Vorstand des HIIK sowie seit 2013 Leiter der Redaktion des „Conflict Barometer“. Im selben Jahr, nach Abschluss seines Studiums, unterstützte er die Erstellung des „Transformationsindex 2014“ der Bertelsmann Stiftung und zeichnet für das Cluster „Staatlichkeit und Konflikt“ des Index verantwortlich. Derzeit bereitet Peter Hachemer seine Promotion am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Heidelberg vor.

Kontakt: hachemer@hiik.de

W

Wie viele Kriege gibt es weltweit? Diese Frage steht Jahr für Jahr im Zentrum des medialen Interesses. Seit 1991 widmen wir uns am Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung (HIIK) der Förderung und Verbreitung des Wissens um Entstehung, Verlauf und Beilegung inner- und zwischenstaatlicher politischer Konflikte. Während sich fast alle Konfliktforschungsinstitute auf die bloße dichotome Unterscheidung zwischen Krieg und Frieden beschränken, basiert unser Ansatz auf einem dynamischen Konfliktverständnis und erlaubt damit sehr viel genauere Beobachtungen von Konflikt dynamiken – weit über das bloße Zählen von Kriegen und ihren Opfern hinaus.

Konflikte werden nach der Heidelberger Methodik zum einen nach ihrem Typ unterschieden – also ob sie inner- oder zwischenstaatlich ausgetragen werden –, zum anderen nach ihrer Intensität. Angefangen beim nicht gewaltsamen Disput über die gewaltlose Krise, die gewaltsame Krise und den begrenzten Krieg bis hin zum Krieg differenzierten wir fünf Intensitätsstufen. Auf welcher dieser Stufen ein Konflikt eingeordnet wird, hängt dabei von folgenden Indikatoren ab: der Zahl der involvierten Personen, den verwendeten Waffen, der Anzahl der Todesopfer und der Flüchtlinge sowie dem Ausmaß der Zerstörung. Die ersten beiden Indikatoren beziehen sich auf die eingesetzten Mittel, die letzten drei auf die Folgen eines Gewalteinsetzes.

Um Aussagekraft und Verlässlichkeit unserer Ergebnisse noch zu steigern, wurde im Jahr 2011 die Methodik der Heidelberger Konfliktforschung erweitert und erstmalig eine Mischung aus qualitativen und quantitativen Indikatoren genutzt. Der Schwerpunkt dieses Artikels liegt daher auf den Forschungsergebnissen der letzten drei Jahre mit besonderem Fokus auf den kriegerischen Auseinandersetzungen seit 2011.

Konstant viele Kriege

In unserem „Conflict Barometer 2011“ verzeichneten wir die höchste Anzahl an Kriegen seit 1945. Durch die Eskalation einer Vielzahl von Konflikten im Zuge des sogenannten „Arabischen Frühlings“ sowie weiterer Krisen in Afrika südlich der Sahara beobachteten wir insgesamt zwanzig kriegerische Auseinandersetzungen. Während im

„In den meisten Fällen erweisen sich Kriege und Konflikte als äußerst beharrlich.“

Jahr 2012 zumindest ein leichter Rückgang auf 19 Kriege festzustellen war, erreichte das Jahr 2013 erneut diesen Höchststand. Was bedeutet die konstant hohe Zahl? Handelt es sich bei den beobachteten Kriegen stets um dieselben Konflikte oder ebbten einige Kriege ab, um durch andere abgelöst zu werden?

Zwischen 2011 und 2013 registrierten wir alles in allem dreißig Konflikte, die die Intensitätsstufe eines Krieges erreichten. Diese wurden in insgesamt zwanzig Ländern ausgefochten, von denen sich zehn während der gesamten drei Jahre konstant im Krieg befanden. Mit Ausnahme der kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen Drogenkartellen und Regierung in Mexiko lagen die zentralen Kriegsgebiete in Afrika südlich der Sahara sowie im Vorderen und Mittleren Orient. Betroffen waren Somalia, Nigeria, der Sudan und der Südsudan sowie Pakistan,

Kriegsschauplätze seit 2011

- drei Jahre mit Krieg
- zwei Jahre mit Krieg
- ein Jahr mit Krieg
- kein Krieg seit 2011



„Wie viele Kriege gibt es weltweit? Diese Frage steht Jahr für Jahr im Zentrum des medialen Interesses.“

Afghanistan, Jemen, Syrien und der Irak. In Nigeria, dem Sudan und dem Südsudan wurde in den letzten drei Jahren sogar stets mehr als nur jeweils ein Krieg ausgetragen.

Lediglich in fünf der insgesamt zwanzig betroffenen Länder beobachteten wir Kriege, die jeweils nur ein Jahr andauerten. Damit sind kurze Episoden von Krieg eher die Ausnahme. Zudem waren diese Länder auch in Zeiten ohne Krieg durchaus nicht konfliktfrei, sondern von einer Vielzahl gewalttätiger Auseinandersetzungen und Krisen geprägt. Unser Fazit: Auch wenn es nur sporadisch zum Einsatz von Gewalt kommt, bestehen Konflikte zumeist weiter. Somit ist es entscheidend, auch solche Konfliktlinien im Blick zu behalten, deren Intensität unter die Stufe eines Krieges gefallen ist.

Ein Blick auf die Ergebnisse des „Conflict Barometer 2013“ zeigt sehr deutlich die große Persistenz von Kriegen.

„Zahlreiche zwischenstaatliche Krisen unterhalb der Gewaltschwelle haben großes Eskalationspotenzial.“

14 der insgesamt zwanzig Kriege des vergangenen Jahres wurden auch schon 2012 als solche eingestuft. In fünf der verbleibenden sechs Kriege kam es in den Vorjahren zumindest schon sporadisch zu Gewalt. Einzig der Konflikt zwischen den Anhängern des Präsidenten Kiir und den Unterstützern des Vizepräsidenten Riek Machar im Südsudan erreichte 2013 direkt die Stufe eines Krieges.

Um was geht es?

Die Methodik der Heidelberger Konfliktforschung unterscheidet zwischen zehn sogenannten Konfliktgegenständen. Diese sind definiert als materielle oder immaterielle Güter, die von den Konfliktakteuren angestrebt werden. Zwei der Konfliktgegenstände – „Territorium“ und „Internationale Macht“ – sind ausschließlich Teil von zwischenstaatlichen Konflikten. Die Güter „Nationale Macht“, „Sezession“, „Autonomie“, „Subnationale Vorherrschaft“

und „Dekolonisierung“ kommen hingegen ausschließlich in innerstaatlichen Konflikten vor. Die übrigen Konfliktgegenstände „System/Ideologie“, „Ressourcen“ sowie die Restkategorie „Anderes“ können in beiden Konfliktarten umkämpft sein.

Bei den Krisen der vergangenen drei Jahre beobachteten wir in 54 Fällen – und damit besonders häufig – eine Kombination der Konfliktgegenstände System/Ideologie und Nationale Macht. Mehrfach verknüpft waren darüber hinaus auch Auseinandersetzungen um Subnationale Vorherrschaft und Ressourcen (29 Fälle) sowie um Territorium und Ressourcen (18 Fälle). Demnach tauchen Kämpfe um die Herrschaftsgewalt in einem Staat oftmals gemeinsam mit einer Uneinigkeit über die Ausrichtung des Systems auf. Im Zentrum von Konflikten um Gebietskontrolle steht vielfach auch die Kontrolle über Ressourcen.

Die spezifische Kombination der Konfliktgegenstände, die in einem Krieg umkämpft werden, reflektiert die vorherrschenden Konfliktlinien einer Region. In den Americas etwa drehten sich alle hochgewaltsamen Konflikte seit 2011 um Subnationale Vorherrschaft und Ressourcen, so zum Beispiel der Krieg zwischen Regierung und Drogenkartellen in Mexiko sowie der begrenzte Krieg der mexikanischen Kartelle untereinander. Das gleiche Muster zeigt

sich in Kolumbien: In dem Kampf der Regierung gegen die neo-paramilitärischen Gruppen und gegen die Rebellenorganisation FARC geht es um Schmuggelrouten und Absatzmärkte – ebenso wie in den Auseinandersetzungen zwischen den kriminellen Gruppen selbst. Auch in Brasilien ist seit 2011 ein begrenzter Krieg zu beobachten: Hier versucht die Regierung vor allem, die kriminellen Banden aus den „Favelas“ der größeren Städte zu verdrängen. In Europa hingegen drehte sich der einzige hochgewaltsame Konflikt seit 2011 – der begrenzte Krieg zwischen der russischen Regierung und islamistischen Gruppen in den Teilrepubliken des nördlichen Kaukasus – um die Güter Sezession und System/Ideologie.

Im Vorderen und Mittleren Orient eskalierten in den vergangenen drei Jahren vor allem die Auseinandersetzungen um Nationale Macht, oftmals in Kombination mit dem Konfliktgegenstand System/Ideologie. Beispiele hierfür sind die Kriege in Ägypten, Libyen, Syrien und dem Jemen im Zuge des „Arabischen Frühlings“ im Jahr 2011. Die gleichen Motive liegen den seit mehreren Jahren anhaltenden Kriegen in Afghanistan und im Irak zugrunde. Zudem wurde der Konflikt zwischen der türkischen Regierung und den Rebellen der PKK um Autonomie in den Jahren 2011 und 2012 als Krieg eingestuft, ebenso wie die Kämpfe um Subnationale Vorherrschaft in den Kurdengebieten Syriens 2013.

In Asien und Ozeanien dreht sich der lang anhaltende Krieg zwischen islamistischen Gruppen und der pakistanischen Regierung ebenfalls um Nationale Macht in Kombination mit System/Ideologie. Darüber hinaus erreichte der langjährige Sezessionskonflikt zwischen der Moro National Liberation Front (MNLF) und der Regierung auf den Philippinen im Jahr 2013 kriegerische Ausmaße.

Das subsaharische Afrika erlebte vor allem hochgewaltsame Konflikte über Nationale Macht und Subnationale Vorherrschaft, beide oftmals kombiniert mit System/Ideologie und Ressourcen. Zudem wurde in dieser Weltregion zwischen dem Sudan und dem Südsudan im Jahr 2012 der einzige Krieg um Territorium beobachtet.

Facettenreiche Forschung

Die beobachteten Kriege variierten nicht nur signifikant in ihrer Dauer und ihren Konfliktgegenständen, sondern auch in ihrem territorialen Ausmaß. Während einige Kriege ausschließlich in einer bestimmten Region oder einer subnationalen Einheit stattfanden, betrafen andere gesamte Staatsgebiete – darunter vor allem Kriege um Nationale Macht, Ressourcen und Subnationale Vorherrschaft. Darüber hinaus unterschieden sich die Konflikte zum Teil deutlich in der Ausprägung der Indikatoren, die zu ihrer Einstufung als Krieg führten. So reichten in einigen Fällen allein ein hoher Personaleinsatz und hohe Opferzahlen für

Junge Konfliktforschung

Die Internationale Konfliktforschung in Heidelberg zeichnet sich durch ein besonderes Engagement des wissenschaftlichen Nachwuchses aus. Rund 150 Studierende und Doktoranden aller Fachrichtungen betreiben neben ihrer universitären Ausbildung das Heidelberger Institut für Internationale Konfliktforschung (HIIK), einen unabhängigen und gemeinnützigen Verein, der seit 1991 am Institut für Politische Wissenschaft der Universität Heidelberg angesiedelt ist.

Die jungen Forscher am HIIK beschäftigen sich mit der Entstehung, dem Verlauf und der Schlichtung von inner- und zwischenstaatlichen Konflikten und bringen dabei qualitative sowie quantitative Bewertungen systematisch zusammen. Sie verstehen politische Konflikte als eine besondere Form sozialer Systeme und erfassen sie in ihrer gesamten möglichen Dynamik – von der gewaltlosen Krise über den Krieg bis hin zu einer möglichen Deeskalation. Ihre aktuellen Forschungsergebnisse veröffentlichen die Wissenschaftler einmal jährlich im „Conflict Barometer“, der zentralen Publikation des HIIK.

www.hiik.de

THE HEIDELBERG CONFLICT BAROMETER

NO PEACE IN SIGHT

SIMON ELLERBROCK & PETER HACHEMER

When we investigate conflicts and wars, it is not enough to record the number of casualties. Yet many a research paper is based on this very simple approach. The Heidelberg Conflict Barometer, on the other hand, attempts to consider the many different manifestations and specific characteristics exhibited by crises ranging to full-blown war. In doing so, it contributes to a comprehensive understanding of the dynamics involved in conflicts and supplies data for an early conflict warning system.

In the Heidelberg method, conflicts are differentiated according to type, on the one hand – that is, if they occur within a country or between countries – and according to intensity, on the other. The researchers have identified five intensity levels ranging from non-violent disputes and crises characterised by occasional outbreaks of violence to actual war. The classification of conflicts depends on the following indicators: the number of soldiers involved, the weapons used, the number of casualties and refugees, and the level of destruction. In addition, the researchers name ten conflict items whose possession or enforcement is pursued by the actors of the conflict. These include both material goods like territory and resources, and immaterial motives such as autonomy, decolonisation or system/ideology.

The specific Heidelberg method provides a means of adequately comparing the many different faces of conflicts. It improves our awareness and understanding of political crises and allows us to make well-founded statements about the global conflict landscape. This approach defines ‘war’ in a way that takes the diverse aspects of modern conflicts into account. ●

SIMON ELLERBROCK is a student of political science, sociology, and public law at Heidelberg University. One current focus of his studies is international political economy and national conflicts. He heads the work group Conflicts in Sub-Saharan Africa and the methodology section at the Heidelberg Institute for International Conflict Research (HIK). Since 2012 he has also been a board member of the HIK. Moreover, he was chief editor of the “Conflict Barometer” that year.

Contact: ellerbrock@hiik.de

PETER HACHEMER, M. A., studied political science and mediaeval and modern history at Heidelberg University. He heads the regional group Conflicts in the Americas at the Heidelberg Institute for International Conflict Research (HIK), became a board member of the HIK in 2012 and has served as editor in chief of the Conflict Barometer since 2013. In the same year, upon receiving his master's degree, he assisted in the preparation of the Bertelsmann Transformation Index (BTI) 2014 at the Bertelsmann Foundation and was responsible for the BTI's cluster Stateness and Conflict. He is currently working on his dissertation at the Department of Political Sciences.

Contact: hachemer@hiik.de

“Conflicts vary greatly in terms of their intensity, duration and underlying motives. Only if all these factors are taken into account can we begin to make well-founded statements about the global conflict landscape.”

Frühwarnsystem für Konflikte

Die Datenbank CONIAS (Conflict Information and Analysis System) bündelt Informationen zu Akteuren, Strukturen und Austragungsformen gewaltsamer und gewaltfreier Konflikte seit 1945. Sie wurde speziell für die Zwecke der Konfliktfrühwarnung entwickelt und enthält Daten zu Entwicklungsdynamiken von derzeit mehr als 950 politischen inner- und zwischenstaatlichen Konflikten auf der ganzen Welt, darunter auch jene, die im Konfliktbarometer des Heidelberger Instituts für Internationale Konfliktforschung (HIK) aufgeführt sind.

Mit mehreren Zehntausend Informationspunkten ermöglicht CONIAS ein detailliertes Konfliktbild, das auch die Entwicklung niedrig-intensitärer Gewaltkonflikte transparent macht. Durch die Verknüpfung von staatlichen Indikatoren wie dem Bruttosozialprodukt, dem Anteil von Rohstoffvorkommen oder der Bevölkerungsdichte können bestehende Theorien der Kriegsursachenforschung überprüft und weiterentwickelt werden.

CONIAS wurde an der Universität Heidelberg entwickelt und ist inzwischen in einem Start-up-Unternehmen aufgegangen. Durch gemeinsame Forschungsprojekte ist die Datenbank weiterhin eng mit der Heidelberger Konfliktforschung verknüpft.

www.conias.org

diese Klassifizierung aus, in anderen Fällen war es eine Kombination aus allen fünf Indikatoren, also auch der Faktoren „eingesetzte Waffen“, „Ausmaß der Zerstörung“ und „Zahl der Flüchtlinge“.

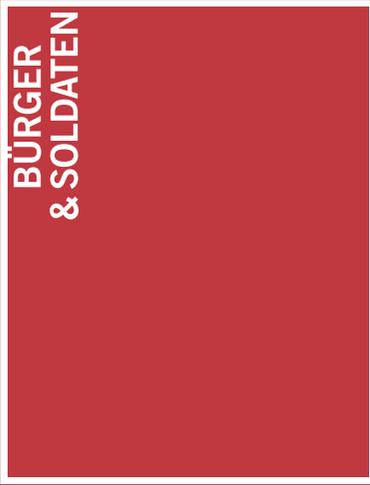
Der Krieg der mexikanischen Drogenkartelle gegen die Regierung in Mexiko und die Kämpfe um Nationale Macht in Afghanistan, Irak und Syrien sind Beispiele für beinahe landesweit ausgefochtene Kriege. Der Konflikt zwischen der MNLF und der philippinischen Regierung über die Sezession der Inseln Mindanao, Palawan und Sulu im September 2013 hingegen ereignete sich geographisch sehr begrenzt. Er eskalierte kurzzeitig auf der Zamboanga-Halbinsel zu einem Krieg, als die mehr als 4.500 aufmarschierten Soldaten schwere Waffen gegen die circa 300 Rebellen einsetzten. Mit 255 Getöteten, mehr als 10.000 zerstörten Gebäuden und etwa 120.000 Vertriebenen wurde dieser dreiwöchige Konflikt nach der Heidelberger Methodik als „Krieg“ eingestuft.

Dass wie in diesem Beispiel alle fünf Indikatoren ausgeprägt sind, die wir zur Bestimmung der Konfliktintensität

heranziehen, ist bei den wenigsten hochgewaltsamen Auseinandersetzungen der Fall – bei Kriegen zwischen ethnischen Gruppen etwa sind oftmals keine schweren Waffen im Einsatz. Dennoch wäre der Krieg auf den Philippinen mit den meisten anderen Forschungsansätzen nicht erfasst worden, da diese sich für ihre Evaluation oftmals nur auf Opferzahlen beziehen. Durch die Kombination von qualitativen wie quantitativen Indikatoren erlaubt es die Heidelberger Methodik, die unterschiedlichen Ausprägungen in den Mittel- und Folgedimensionen miteinander zu verrechnen; damit geht unser Ansatz weit über die Einschränkungen und methodischen „Korsetts“ anderer Arbeiten auf dem Gebiet der Konfliktforschung hinaus.

Die spezifische Heidelberger Methodik ermöglicht es, die vielgestaltigen Erscheinungsformen von Konflikten adäquat miteinander vergleichbar zu machen. Die fünfstufige Klassifizierung der Intensität von Konflikten – vom gewaltfreien „Disput“ bis zum „Krieg“ – verbessert unsere Wahrnehmung und unser Verständnis von politischen Konflikten und erlaubt fundierte Aussagen über die globale Konfliktlandschaft. Letztlich ist es dem Heidelberger Ansatz möglich, die Schwächen anderer Konzepte auszugleichen, indem er „Krieg“ so definiert, wie es den vielgestaltigen Facetten moderner Konflikte entspricht. ●

„Konflikte variieren stark in ihrer Intensität, in ihrer Dauer und in ihren Motiven. Erst die Berücksichtigung all dieser Faktoren erlaubt fundierte Aussagen über die globale Konfliktlandschaft.“



AMERIKANISCHE GESCHICHTE
BÜRGER & SOLDATEN
BLUT FÜR DEN FORTSCHRITT?
MANFRED BERG

42



SOUTH ASIAN HISTORY
WEAPON OF THE STRONG
NON-VIOLENCE: A LIBERATING POWER
GITA DHARAMPAL-FRICK

50



ZEITGESCHICHTE
RECHT VERSUS GERECHTIGKEIT
MIT DEM KRIEG SEINEN FRIEDEN MACHEN
KERSTIN VON LINGEN

58



ASTRONOMIE
KRIEG DER STERNE
GALAKTISCHER KANNIBALISMUS
EVA GREBEL

66

BLICK ZURÜCK



BÜRGER & SOLDATEN

BÜRGER & SOLDATEN

BLUT FÜR DEN FORTSCHRITT?

MANFRED BERG

Mit Krieg assoziieren wir Tod, Leiden und Zerstörung, mit Frieden dagegen Sicherheit, Wohlstand und Entwicklung. Dieser Befund beruht auf schmerzlicher historischer Erfahrung. Kriege waren jedoch immer wieder auch Triebkräfte des technischen, wirtschaftlichen, sozialen, kulturellen und politischen Wandels. Heidelberger Historiker zeigen am Beispiel der afroamerikanischen Minderheit in den USA, wie Kriege und ideologische Konflikte als Katalysatoren im Kampf um die Gleichberechtigung dienten.

K

„Krieg ist aller Dinge Vater,
aller Dinge König.“

Heraklit

So schrieb der antike Philosoph um 500 vor Christus. Dem modernen Menschen erscheint diese Vorstellung kaum noch verständlich. Für die ideologische Verklärung des Krieges als „Jungbrunnen“ der Nationen hat die Menschheit einen hohen Preis gezahlt. Gleichwohl lassen sich zahlreiche historische Beispiele dafür anführen, dass Kriege zur gesellschaftlichen Weiterentwicklung beigetragen haben. Der Erste Weltkrieg etwa war ein wichtiger Katalysator für das Frauenwahlrecht unter anderem in Deutschland und den USA. Dennoch wäre es abwegig, hier eine „historische Gesetzmäßigkeit“ anzunehmen. Kriege führen keineswegs automatisch zu mehr Demokratie oder zur Verbesserung der Lage diskriminierter Minderheiten. Im Gegenteil besteht immer die Gefahr, dass Machthaber Minoritäten zu Sündenböcken für Niederlagen und Entbehrungen machen oder gar Kriege zu „ethnischen Säuberungen“ nutzen. Die positive Verknüpfung von Kriegen und bürgerlicher Gleichberechtigung muss also präzisiert werden.

Der Krieg als Chance

Idealtypisch lassen sich meines Erachtens zwei grundlegende sinnhafte Kausalzusammenhänge konstruieren: Erstens können Kriege, wenn sie hohe Opfer fordern und ungünstig verlaufen, zum Umsturz der politischen und sozialen Ordnung führen, wie dies am Ende des Ersten Weltkriegs in Russland, Deutschland und Österreich-Ungarn geschah. Nach Niederlagen kann der Sieger ein neues demokratisches Regime verordnen, wie die Alliierten dies nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland und Japan taten. Zweitens bieten Kriege denen, die von staatsbürgerlichen Rechten ausgeschlossen sind, eine politische Chance, ihren Status durch die Demonstration von Patriotismus und Opferbereitschaft zu verbessern.

Das zentrale Argument dieser „Loyalitätsstrategie“ lautet, dass diejenigen, die ihr Leben für ihr Land aufs Spiel setzen, auch das Recht auf staatsbürgerliche Teilhabe und



PROF. DR. MANFRED BERG ist seit 2005 Inhaber der Curt Engelhorn-Professur für Amerikanische Geschichte am Historischen Seminar der Universität Heidelberg und am Heidelberg Center for American Studies. Vor seiner Berufung nach Heidelberg war er unter anderem am Deutschen Historischen Institut in Washington, D.C. tätig. Manfred Berg ist Autor zahlreicher Bücher und Aufsätze zur Geschichte der USA und wurde mit dem Ruprecht-Karls-Preis der Universität Heidelberg (1990) sowie mit dem David Thelen Award der Organization of American Historians (2006) ausgezeichnet.

Kontakt: manfred.berg@zegk.uni-heidelberg.de

Gleichberechtigung haben müssen. Die Kehrseite dieses bis in die Antike zurückreichenden Ideals des Bürgersoldaten war freilich immer, dass es sich trefflich für den Ausschluss derer, die keinen Kriegsdienst leisteten, instrumentalisieren ließ. So war die (bis vor Kurzem als selbstverständlich vorausgesetzte) mangelnde Eignung von Frauen für den Kriegsdienst überall ein Standardargument der Gegner des Frauenwahlrechts.

In den USA gehört der „citizen soldier“ bis heute zum Inventar einer republikanisch-egalitären Ideologie, die zwar lange Zeit nur für weiße Männer galt, grundsätzlich aber auch Frauen und rassisch-ethnischen Minderheiten die Möglichkeit eröffnete, Gleichberechtigung im Namen universaler amerikanischer Werte zu verlangen. In der folgenden Skizze möchte ich darlegen, wie die Afroamerikaner Amerikas Kriege für ihren Kampf um Freiheit und Gleichheit zu nutzen versuchten. Meine Ausgangshypothese lautet, dass der Erfolg dieser Strategie entscheidend vom ideologischen Hintergrund der jeweiligen Konflikte abhing. Kriege im Namen von Freiheit und Demokratie boten größere Handlungsspielräume als Kriege, die, wie der mexikanisch-amerikanische Krieg (1846-1848) und der spanisch-amerikanische Krieg (1898), unter dem Banner der „angelsächsischen Zivilisation“ geführt wurden.

Independence Day als Trauertag

Dass die Unabhängigkeitserklärung der USA vom 4. Juli 1776 die naturrechtliche Gleichheit und Freiheit aller Menschen proklamierte, während rund 450.000 Afrikaner, knapp zwanzig Prozent der Gesamtbevölkerung, versklavt waren, gilt bis heute als großes Paradox der amerikanischen Geschichte. Ihrem Autor Thomas Jefferson und seinen Standesgenossen war durchaus bewusst, dass nichts ihre Freiheitsrhetorik so sehr kompromittierte wie die Sklaverei.

Während und nach der Amerikanischen Revolution ließen viele Sklavenhalter zumindest einige ihrer Sklaven frei, die Nordstaaten der USA beschlossen die graduelle Emanzipation der wenigen dort lebenden Sklaven. Schon während des Unabhängigkeitskrieges (1775-1781) war die Sklaverei ins Wanken geraten, weil der Freiheitsvirus auch die Sklaven erfasste und viele die Wirren des Krieges zur Flucht nutzten. Jefferson schätzte die Zahl der Entflohenen allein für Virginia auf 30.000. Zudem rekrutierten sowohl Briten als auch Amerikaner Sklaven für ihre Streitkräfte und versprachen ihnen als Lohn die Freiheit. Zahlreiche der rund 5.000 schwarzen Soldaten, die aufseiten der Amerikaner dienten, petitionierten nach dem Revolutionskrieg erfolgreich auf Freilassung, indem sie sich darauf beriefen, dass sie als Patrioten unter der amerikanischen Flagge gekämpft hatten. Umgekehrt verließen bis zu 20.000 ehemalige Sklaven zusammen mit den geschlagenen Briten das Land.

Doch obgleich die Amerikanische Revolution eine neue republikanisch-egalitäre Ordnung schuf, führte sie nicht zur Abschaffung der Sklaverei. Im Gegenteil, obwohl sie den Begriff peinlich vermied, schützte die Bundesverfassung von 1787 die Interessen der Sklavenhalter des Südens, der sich bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts zur größten Sklavenhaltergesellschaft der Welt entwickelte. Aus der Rückschau des Jahres 1852 empfand der ehemalige Sklave und Abolitionist Frederick Douglass den Unabhängigkeitskrieg deshalb als Niederlage der Afroamerikaner und erklärte den 4. Juli, den Independence Day, zum „Trauertag“.

Zweite Amerikanische Revolution

Am Vorabend des Amerikanischen Bürgerkrieges (1861–1865) lebten in den Südstaaten der USA circa vier Millionen schwarze Sklaven. Auch die rund 400.000 freien Schwarzen genossen fast nirgendwo in den USA gleiche Bürgerrechte, sondern bildeten eine verachtete Pariakaste. 1857 erklärte der Oberste Gerichtshof der USA, dass auch freie Schwarze niemals Bürger der USA sein könnten. Und zu Beginn des Sezessionskrieges 1861 betonte Präsident Abraham Lincoln, das Kriegsziel der Union sei allein die Rettung der nationalen Einheit und nicht die Abschaffung der Sklaverei. Lincoln musste freilich bald erkennen, dass der Krieg gegen die Sklavenhalter nur zu gewinnen war, wenn er zu einem Kampf gegen die Sklaverei gemacht wurde. Mit seiner Emanzipationserklärung von 1862/63 setzte er eine Dynamik in Gang, die nicht nur das Ende der Sklaverei besiegelte, sondern viereinhalb Millionen Afroamerikaner zu gleichberechtigten Staatsbürgern, einschließlich des Männerwahlrechts, machte.

Dieser radikale Wandel ist der Hauptgrund dafür, warum heutige Historiker den Bürgerkrieg und die nachfolgende Reconstruction (die Wiedereingliederung des Südens der Union zwischen 1865–1877) als „Zweite Amerikanische Revolution“ betrachten. In der Tat war es das erklärte Ziel der Führer des radikalen Flügels der Republikanischen Partei, die „Institutionen, Gewohnheiten und Sitten des Südens zu revolutionieren“, wie es der Kongressabgeordnete Thaddeus Stevens aus Pennsylvania formulierte. Dabei waren die schwarzen Amerikaner keineswegs Zuschauer. Die neuere Forschung hat nachgewiesen, dass die Sklaven durch Flucht, Widerstand, Militärdienst und kommunale Selbstorganisation den Prozess ihrer Befreiung aktiv gestalteten.

Rund 200.000 afroamerikanische Soldaten, zwei Drittel davon befreite Sklaven, dienten während des Bürgerkriegs in der Unionsarmee; 40.000 ließen ihr Leben. Und sie kämpften nicht bloß für das Ende der Sklaverei. Um die Früchte des Sieges zu sichern, so forderten schwarze Soldaten 1863 in einer Petition, sei es notwendig, „den schwarzen Mann zum Wähler zu machen, so wie man ihn zuvor zum Soldaten gemacht hat“. Das Argument blieb nicht ohne Wirkung. Auch Lincoln, der über die

„Nichts kompromittierte die Freiheitsrhetorik der USA so sehr wie die Sklaverei.“

bürgerliche Gleichheit der Rassen eher skeptisch dachte, sprach sich dafür aus, „denen, die tapfer in unseren Reihen gefochten haben“, das Wahlrecht zu gewähren.

Aus der Sicht des weißen Südens handelte es sich bei der durch den Bürgerkrieg ausgelösten Bürgerrechtsrevolution um einen Regimewechsel, der ihnen von den Siegern aus Rachsucht und Parteikalkül aufgezwungen wurde. Rassistische Terrorgruppen wie der Ku Klux Klan bekämpften ihn auch nach dem Ende des Krieges mit Gewalt. Nachdem im Norden die Bereitschaft zum militärischen Schutz der schwarzen Bürgerrechte erlahmt war, errichteten die Südstaaten ein auf institutionalisierter Rassentrennung und Diskriminierung beruhendes Regime der „weißen Vorherrschaft“, das bis in die 1960er-Jahre Bestand hatte. Bürgerkrieg und Reconstruction blieben, so der Historiker Eric Foner, „Amerikas unvollendete Revolution“.

Hehre Ideale und hässliche Praxis

Dass die USA in den Kriegen und ideologischen Konflikten des 20. Jahrhunderts als globale Vormacht der Demokratie auftraten, eröffnete dem afroamerikanischen Bürgerrechtskampf immer wieder die Möglichkeit, den Widerspruch zwischen Amerikas hehren Idealen und der hässlichen Praxis des Rassismus anzuprangern. Zugleich bot sich die Chance, den unerschütterlichen Patriotismus schwarzer Amerikaner herauszustellen, die auch als „Bürger zweiter Klasse“ in segregierten Streitkräften für ihr Land zu kämpfen bereit waren. Die Doppelstrategie aus Protest und Loyalität hatte jedoch bestenfalls begrenzten Erfolg.

**„Wer sein
Leben für das
Vaterland
aufs Spiel
setzt, hat auch
das Recht
auf staats-
bürgerliche
Teilhabe
und Gleich-
berechtigung.“**

Im Ersten Weltkrieg setzten viele Afroamerikaner große Hoffnungen auf Präsident Woodrow Wilsons Kreuzzug für die Demokratie. In der Erwartung, dass Loyalität zu bürgerlicher Anerkennung führen werde, rief der Bürgerrechtler W. E. B. Du Bois die Afroamerikaner dazu auf, „die Reihen mit unseren weißen Landsleuten zu schließen“. Tatsächlich sahen sich die rund 50.000 afroamerikanischen Soldaten, die 1917/18 in Europa dienten, permanenter Diskriminierung ausgesetzt; ein Geheimdossier der US-Armee für die französischen Behörden diffamierte die schwarzen US-Soldaten sogar als potenzielle Vergewaltiger.

Im Zweiten Weltkrieg traten die Bürgerrechtler daher sehr viel fordernder auf. Mit der Ankündigung von Massendemonstrationen zwangen schwarze Bürgerrechtler Präsident Franklin D. Roosevelt 1941 noch vor dem Kriegseintritt der USA zu Maßnahmen gegen Rassendiskriminierung in der Rüstungsindustrie. Eine führende afroamerikanische Zeitung gab die Parole „Double V“ aus, für einen doppelten Sieg über Amerikas äußere Feinde und den Rassismus im eigenen Land. Und natürlich prangerten die Bürgerrechtler immer wieder die geistige Verwandtschaft zwischen der Herrenrasenideologie der Nazis und der heimischen Ideologie der weißen Vorherrschaft an.

Das politische Bewusstsein der Afroamerikaner nahm einen beispiellosen Aufschwung, die Mitgliedschaft der Bürgerrechtsorganisation National Association for the Advancement of Colored People (NAACP) verzehnfachte sich während des Krieges auf eine halbe Million. Der Stolz auf den Sieg über die selbst ernannte Herrenrasse gab vielen schwarzen Veteranen neues Selbstbewusstsein. „Wenn ich nach Hause komme,“ so ein Heimkehrer, „werde ich mich nie wieder von der Alabama-Version der Deutschen herumstoßen lassen.“ Die Massenwanderung schwarzer Amerikaner aus dem Süden in die Industriezentren des Nordens, wo sie ihr Wahlrecht frei ausüben konnten, führte dazu, dass ihr politisches Gewicht zunahm und ihre Forderungen im US-Kongress mehr Gehör fanden.

Ein steiniger Weg

Obwohl der Zweite Weltkrieg in vieler Hinsicht die strukturellen Voraussetzungen für die Bürgerrechtsrevolution der 1950er und 1960er schuf, resultierte er kurzfristig nicht in einer durchgreifenden Reform der Rassenbeziehungen. Nach dem Krieg scheiterte Präsident Harry S. Truman mit einem ehrgeizigen Bürgerrechtsprogramm an der Sperrminorität weißer Südstaatler im US-Senat. Bezeichnenderweise war der einzige konkrete Erfolg die Aufhebung der Rassentrennung in den Streitkräften, die Truman 1948 durch einen Exekutiverlass anordnete, nachdem Bürgerrechtler gedroht hatten, die Afroamerikaner zur Wehrdienstverweigerung aufzurufen.

Amerikastudien in Forschung und Lehre

Das im Jahr 2004 gegründete Heidelberg Center for American Studies (HCA) gehört zu den zentralen wissenschaftlichen Einrichtungen der Universität Heidelberg. An dem multidisziplinären Zentrum werden historische, kulturelle, wirtschaftliche, politische und gesellschaftliche Entwicklungen in den USA erforscht und analysiert. Darüber hinaus fördert das HCA den Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit und trägt zur Schaffung und Stärkung transatlantischer Netzwerke bei.

Das Zentrum bündelt die auf Amerika bezogene Forschung von sechs Fakultäten und zehn Disziplinen der Universität Heidelberg und bietet damit eine weltweit einzigartige Vielfalt regionalwissenschaftlicher Expertise an: Amerikanische Literatur und Kultur, Geographie, Geschichte, Kunstgeschichte, Musikwissenschaft, Politikwissenschaft, Theologie, Soziologie, Wirtschaftswissenschaft und Verfassungsrecht. In seinen Bachelor-, Master- und Promotionsprogrammen bildet das HCA interdisziplinär geschulte und interkulturell qualifizierte Amerika-Experten für die Wissenschaft, den öffentlichen Sektor, die Wirtschaft, Medien und zivilgesellschaftliche Organisationen aus. Über 300 Studierende aus fast 50 Ländern haben dieses Angebot seit 2004 wahrgenommen.

Das Zentrum wurde mithilfe privater Spender und Förderer aufgebaut und finanziert sich zu etwa zwei Dritteln aus privaten und öffentlichen Drittmitteln. Als eine derartige „private public partnership“ ist das HCA einzigartig unter den deutschen Amerikazentren.

www.hca.uni-heidelberg.de

Im frühen Kalten Krieg drohte die Bürgerrechtsbewegung zunächst in den Sog der antikommunistischen Hysterie der McCarthy-Ära zu geraten, weil die Hüter der weißen Vorherrschaft versuchten, die Forderung nach Gleichberechtigung als kommunistische Verschwörung zu diffamieren.

Andererseits bot der Kalte Krieg auch die politische Chance, die Rassendiskriminierung als schwere Belastung für Amerikas Anspruch auf die Führung der „Freien Welt“ zu attackieren. Dieser Appell fand bei den Kalte-Kriegs-Liberalen, darunter die Präsidenten Truman, Kennedy und Johnson, offene Ohren und trug dazu bei, dass die US-Bundesregierung in der ersten Hälfte der 1960er-Jahre schließlich umfassende Reformen umsetzte, die zum Ende des institutionellen Rassismus in den USA führten. Allerdings wäre es ein Missverständnis, die

BLOOD IN EXCHANGE FOR PROGRESS?

CITIZENS AND SOLDIERS

MANFRED BERG

War is usually associated with death, suffering and destruction. But wars have also undeniably been and continue to be a driving force of technological, economic, social, cultural and political change. In this article Manfred Berg ponders the impact of wars on the African American struggle for freedom and equality. Wars, he argues, may lead to an expansion of civil rights for two basic reasons: First, wars may result in regime change improving the legal, political, and social status of excluded minorities; second, wars offer discriminated groups political opportunities to demonstrate their loyalty and demand inclusion into the national polity.

In American history, the ideal of the citizen soldier, who fights for his country and is therefore entitled to equal citizenship, has been an effective ideological force in the expansion of civil and participation rights. From the War of Independence to the Vietnam War, black Americans used armed conflicts as a discursive weapon to expose the yawning gap between America's democratic and egalitarian creed and its racist discrimination against non-whites. The most sweeping changes in the status of blacks came in the wake of the American Civil War. Confederate defeat and the ensuing regime change, the author claims, amounted to a "Second American Revolution" because the Civil War made four million slaves into U.S. citizens entitled to equal protection of the laws. These revolutionary changes were partly undone, however, once the federal government abandoned its commitment to protect the civil rights of the former slaves. In his conclusions, Berg cautions against exaggerating the impact of wars as catalysts of democratisation as well as ignoring their human costs and political risks. ●

PROF. DR MANFRED BERG has held the Curt Engelhorn Chair in American History at Heidelberg University's Department of History and at the Heidelberg Center for American Studies since 2005. Previously he taught at the Free University of Berlin and was a fellow at the German Historical Institute in Washington, D.C. Manfred Berg is the author of numerous books and articles on U.S. history; his work has been honoured with the Ruprecht Karls Prize of Heidelberg University (1990) and the David Thelen Award of the Organization of American Historians (2006).

Contact: manfred.berg@zegk.uni-heidelberg.de

“Those who risk their lives for their country have the right to equal citizenship and participation.”

Bürgerrechtsreformen als direkte Folge der außenpolitischen Zwänge des Kalten Krieges zu deuten. Der Durchbruch wurde von der schwarzen Bürgerrechtsbewegung durch gewaltlosen Massenprotest erkämpft. Dass der Höhepunkt der Bürgerrechtsreformen mit der Eskalation des Vietnamkrieges zusammenfiel, war Zufall, doch löste Vietnam schwere Konflikte innerhalb der Bewegung aus. Während junge Radikale den Krieg als rassistisch-imperialistische Aggression ablehnten, hielt die ältere Generation an der Überzeugung fest, dass für die schwarze Minderheit Loyalität und Patriotismus in Amerikas Kriegen ein Gebot der politischen Klugheit sei.

Die Kosten des Kriegs

Der historische Zusammenhang zwischen den Kriegen der USA und den schwarzen Bürgerrechten kam spätestens mit dem Vietnamkrieg an sein Ende. Zieht man ein kurzes Fazit, so zeigt sich, dass das Ideal des Bürgersoldaten den Afroamerikanern zwar eine diskursive Strategie eröffnete, dass dieses Ideal aber niemals ein Selbstläufer war, der über den rassistischen Zeitgeist des 19. und frühen 20. Jahrhunderts hinweggetragen hätte. Auch Kriege im Namen

„Die Bilanz des Zusammenhangs von Krieg und Bürgerrechten darf niemals die menschlichen Kosten von Kriegen außer Acht lassen.“

der Demokratie führten nicht automatisch zu mehr Demokratie im eigenen Land. Die revolutionären Umwälzungen des Bürgerkrieges hatten keinen dauerhaften Bestand, erst die Bürgerrechtsbewegung Mitte des 20. Jahrhunderts konnte den institutionellen Rassismus in Amerika endgültig überwinden.

Wir sollten uns also davor hüten, den Krieg als Katalysator der schwarzen Bürgerrechte zu überschätzen. Genauso ist Vorsicht gegenüber den in den USA nach wie vor gängigen nationalistischen und militaristischen Geschichtserzählungen geboten, die suggerieren, die Afroamerikaner hätten sich ihre Bürgerrechte durch kriegerisches Heldentum und Patriotismus verdient. Vor allem darf eine Gesamtbilanz über den Zusammenhang von Krieg und Bürgerrechten niemals die menschlichen Kosten von Kriegen und die Risiken, die sie für Bürgerrechte und Freiheiten bergen, außer Acht lassen. ●

WEAPON

**OF
THE
STRONG**

WEAPON OF THE STRONG

NON-VIOLENCE: A LIBERATING POWER

GITA DHARAMPAL-FRICK

9/11 conjures up images of the 21st century's most notorious event – devastating attacks in the United States that killed nearly 3,000 people on 11 September 2001. But almost 100 years earlier, another 9/11 saw the birth of modern *satyagraha* – a peaceful force sparked by Indian immigrants in Johannesburg who came together to protest against prejudice and discrimination. Led by Mahatma Gandhi, the congregation on 11 September 1906 went on to inspire a global movement of passive resistance that rejected violence in conflict resolution. Reflecting on this first 9/11 presents an opportunity to rethink our conventional approaches to war and peace.

M

Modernity exemplifies the Enlightenment truths of rationality, secular progress, individualism and humanism, and underlies progress, particularly in science and technology. However, since the 19th century, our modern world has also witnessed the emergence of imperialism, militarism, and the simultaneous exploitation of large parts of the planet. Partly in reaction against these historical forces, a

number of 20th century social movements – in the East and West – adopted strategies opposed to social-economic injustice, racial inequality and violent confrontation. Above all, it was Mahatma Gandhi, a major critic of industrial modernity, who either shaped or symbolically inspired these strategies.

As the main protagonist of the Indian independence movement, Gandhi is considered a driving force behind three momentous revolutions of the 20th century – the categorical condemnation of racism, the resistance to colonialism and the rejection of political violence. Hence it is of great symbolic portent that Gandhi led a modern *satyagraha* – a 'truth force' movement committed to non-violent ways to address wrongs – on 11 September 1906, in what should now be remembered as the first 9/11. The event brought together 3,000 Indians in the Empire Theatre in Johannesburg to pledge non-violent protest against discrimination. It sparked a movement that provided hope in breaking the vicious cycle of economic, political and cultural violence that characterised the heyday of imperialism. It did so by appealing, through non-violent means, to the force of moral conscience. Gandhi's ultimate goal was to empower the politically disadvantaged, unite people, and promote understanding between rulers and ruled, on a global level.

The emergence of *satyagraha* – a liberating, democratic vision of deliverance from fear, hatred and aggression – lies in diametric opposition to the infamous 9/11 that occurred nearly 100 years later. The 11 September 2001 attacks, which killed almost 3,000 people in the USA, were used as a pretext for counter-violence, war and new forms of authoritarian power that corrode justice and freedom – the very foundations of true democracy. Could it then be that by a twist of historical fate not one but two 9/11s – set apart by almost a century – reveal the defining choice of modern times?

The historical coincidence of these very different responses to aggression presents an ideal opportunity, and underscores an urgent need, to resuscitate this non-violent force in order to instigate a paradigm shift in political agendas. This short historical essay sets out to 'reclaim' 9/11 through *satyagraha* by elucidating its genesis and tracing its legacy as a beacon of hope amidst decades dominated by world wars, genocide and imperialism.

Truth and non-violence

Though *satyagraha* was developed by Gandhi as a strategy of non-violent resistance, as a concept and practice it is ontologically rooted in Indian tradition. Gandhi reiterated time and again that *satya* (truth, goodness, real existence) and *ahimsa* (non-violence) represented two sides of the same coin, and that the practice of *satyagraha* encompassed



PROF. DR. GITA DHARAMPAL-FRICK has been Head of the Department of History at the South Asia Institute at the University of Heidelberg since 2002. Before moving to Heidelberg, her scientific career was spent at the Universities of Manchester, Cambridge, Paris (Sorbonne III), Augsburg, Freiburg and Stanford (USA), as well as in India for several research sabbaticals. Her research and writing addresses topics ranging from pre-modern transcultural interactions between Europe and India, to religious and ritual transformations and the socio-cultural and political history of the colonial period. She is particularly interested in Gandhi's movement of political and cultural resurgence.

Contact: dharampal-frick@sai.uni-heidelberg.de

two other foundational Indian concepts, namely *tapas* (self-sacrifice) and *yagna* (selfless service). In this synergetic union, Gandhi maintained that satyagraha constituted “the greatest force at the disposal of mankind. It is mightier than the mightiest weapon of destruction devised by the ingenuity of man.”

So, while Gandhi coined the term satyagraha, he was not creating something completely new. Not only was he reinstating foundational Indian concepts, but more significantly he was reinvigorating the practice of non-violent resistance that he himself proclaimed to be “as old as the hills”, with which Indian society had traditionally been familiar but whose public use had been forgotten. In his book *Hind Swaraj*, published in 1909, Gandhi acknowledged being inspired by narratives from his youth of local peasants protesting on the Kathiawar peninsula in western India which, in the second half of the 19th century, was under the regency of local princes and only peripherally touched by colonial policies. Consequently the relationship between ruler and ruled was more balanced, and allowed conflicts to be addressed without resorting to violence, but rather through arbitration and compromise. Gandhi wrote:

“I remember an incident when, in a small principality, the villagers were offended by some command issued by the prince. The former immediately began vacating the village. The prince became nervous, apologised to his subjects and withdrew his command. Many such instances can be found in India. Real home rule is possible only where satyagraha is the guiding force of the people. Any other rule is foreign rule.”

Gandhi reinvigorated this traditionally exercised moral right to oppose unjust actions of state authorities and applied it in the context of modern politics and colonialism. He wanted to enhance the power of the people vis-à-vis the rulers through the implementation of satyagraha, with the goal of attaining *swaraj* (independence) and, ultimately, world peace. In 1926 Gandhi wrote in the weekly journal *Young India*:

“But there is no doubt that if India succeeds in regaining her liberty through non-violent means, she would have delivered her message to the others who are fighting for it, and what is perhaps more, she would have made the largest contribution yet known to world peace.”

Besides highlighting the indigenous roots of satyagraha, Gandhi did acknowledge other authorities and proponents of so-called ‘passive resistance’ and civil disobedience such as David Thoreau and Leo Tolstoy. However, the inspiration he drew from their writings served primarily to confirm his own convictions, drawn from his cultural inheritance. By closely connecting satyagraha with the

“It is important to recognise that the forceful spiritual dimension for the first mass non-violent campaign in South Africa came from a Muslim.”

Christian doctrine of compassion described in the *Sermon on the Mount*, Gandhi wanted to underscore the universal validity and inter-religious appeal of this 'truth-force' or 'soul-force'. But he also aimed to refocus attention on the intrinsic cultural traffic between imperial centres and colonial peripheries in order to help forge links between diverse cultures with the aim of mitigating global conflicts.

The making of a visionary

His path to regenerating satyagraha came from a fortuitous combination of circumstance and character. Gandhi was born and raised as the son of a *diwan* (prime minister) in a small princely state in Gujarat, sheltered from the worst effects of colonial rule. His cultural self-assurance, coupled with intellectual curiosity, a spirit of adventure, great will-power and, above all, a strong sense of defiance in the face of injustice, enabled him to 'stand his ground' in an era rife with prejudice, and even strengthen his cultural identity during three years' studying law in London between 1888 and 1891. And soon after, these qualities helped him to secure a job as legal advisor for a Gujarati Muslim business firm in Durban, South Africa, where he landed in May 1893.

While he planned on staying just one year, his time in South Africa turned into a 21-year fight against imperial injustice – a tough apprenticeship that transformed him into a true *satyagrahi*. At several junctures he could have given up and gone home. Perhaps the most infamous incident happened just one week after his arrival. While en route to Pretoria, first-class at the bequest of his client, he was asked to move to the third-class compartment for being a 'coloured' person of Asian origin. After refusing, Gandhi was thrown off the train. Standing in the bitter cold, humiliated and insulted, at the mountain station of Pietermaritzburg, he describes how this personal affront inspired "the most creative night of his life". From then on, he decided to dedicate his attention to far larger issues of racial prejudice, injustice and exploitation affecting 100,000 fellow Indians in South Africa.

In accordance with his deeply engrained principles of justice, and reinforced by a strong sense of racial self-esteem, he was determined to use his legal acumen to eradicate what he termed "the deep disease of colour prejudice". He launched a campaign against the suppression of electoral franchise of Indian merchants in Natal and, in 1894, established the Natal Indian Congress – one of the first political organisations in the world to enroll women and which later served as a model for the African National Congress.

Gandhi also believed strongly in the power of the written word; he coordinated the first ever petition submitted by Indians to the South African government and, in 1903, founded *Indian Opinion*, the first of many journals he launched in Tamil, Hindi, English and Gujarati. Articles –

aimed at a cosmopolitan, non-European audience – discussed emerging changes in global power constellations, in particular the astounding Japanese defeat of Russian military and naval forces, the subsequent Russian Revolution of 1905, and the Swadeshi movement in Bengal, from which he drew lessons for his own political strategy. He also set up his first inter-cultural ashram in Phoenix (near Durban) – a socialist-back-to-nature, and spiritual-pacifist oriented experiment. But far from becoming an ascetic recluse, Gandhi remained in close touch with Indian political developments, as well as with the colonial metropolis, visiting both India and London intermittently on strategic missions of colonial reform.

However, a brutal colonial massacre that took place following the Zulu uprising in Natal in June 1906 shook him to his core. It induced Gandhi – a family man with four sons – to take a vow of *brahmacharya* (celibacy) so that, in his own words, he could devote all his energy to the service of humanity. This change in lifestyle signalled a major shift towards more intense socio-political commitment governed by principles of morality and justice.

Campaign for justice

In August 1906, the Transvaal Boer-dominated government, led by Prime Minister Louis Botha and Colonial Secretary Jan Christiaan Smuts, published the draft Asiatic Law Amendment Ordinance, which later became known as the 'Black Act'. It was a humiliating and discriminating law that required Asians to surrender permits to trade, provide fingerprints, and carry a certificate of registration at all times. Its underlying objective was to drastically restrict immigration from India. But this provocation invoked a profound and unexpected response from the people it affected. On 11 September 1906, intent on lobbying against this legislation, Gandhi summoned a meeting at the Jewish Empire Theatre in Johannesburg. He called on the 3,000 Indians present – Hindu and Muslim, 'free' and indentured – to pledge peaceful non-cooperation with the proposed law, irrespective of any penalties they might face.

Writing in his book *Satyagraha in South Africa*, Gandhi describes how a Muslim merchant, Seth Haji Habib, sprang to his feet during the meeting and declared that the resolution must be passed "with God as a witness" and that "Indians would never yield in cowardly submission to such a law". This spiritual commitment on the part of a Muslim caught Gandhi's imagination and he underlined this religious oath with a pledge to non-violence, which all the assembled Indians took most solemnly.

It is important to remember that the forceful spiritual dimension for this first mass non-violent campaign in South Africa came from a Muslim. Indeed, the Islamic influence on Gandhi's definition of satyagraha as a spiritual struggle

“The odd thing about assassins, Dr King, is that they think they’ve killed you.”

Mahatma Gandhi is considered the main protagonist of the Indian independence movement. After his assassination, Gandhi’s global influence seemed to intensify.



against structural violence is a feature that is seldom mentioned. However, the image of Gandhi serving as a spokesperson for an inner spiritual *jihad* would revolutionise both our understanding of him as a person, and indeed shake up our clichés of violence being inherent to Islam.

Gandhi’s organisational skills and immense charisma enabled him to instill self-confidence and a sense of dignified self-respect into the amorphous and previously submissive Indian immigrants, to unite them in determined opposition to political injustice. Emphasis was placed on remaining open to negotiations and developing friendly relations with the Europeans in South Africa; however the struggle was not easy. In August 1908, General Smuts went back on his word to repeal the ‘Black Act’, which impelled Gandhi to organise the public burning of more than 2,000 certificates of registration at the Hamidia mosque in Johannesburg. The event evoked comparisons with the Boston Tea party of 1773, when American colonies challenged Britain’s right to levy taxes on them, underscoring the politico-historical significance of Gandhi’s actions. This was the first of many bonfires during his political career; satyagraha campaigns continued for many years, with numerous setbacks and imprisonments failing to break the underlying spirit of the movement.

**“Gandhi’s
charisma
enabled him
to instill
self-confidence
and a sense of
dignified
self-respect
into the Indian
immigrants.”**

The first biography of Gandhi – written by the English clergyman Joseph Doke – was published in 1909, which made Gandhi famous beyond South Africa. In the same year, he seized the opportunity to make a powerful political statement, with an unerring commitment to non-violence in *Hind Swarai*. Widely considered as his political manifesto, and published in Gujarati and English, it was a powerful attack on modern civilisation, colonialism and their adverse effects on India. The book also criticised colonised Indians for wallowing in their victimised role. Gandhi continued to mobilise people using the power of satyagraha and his last years of struggle in South Africa culminated in a march of 2,000 striking miners from Natal to Transvaal. This led to a last, relatively successful, round of negotiations with General Smuts in July 1914.

Return to India

Upon his return to India in January 1915, Gandhi received a hero’s welcome from the masses who had learned of his dedicated campaigns for justice and now saw him as a *Mahatma* (great soul). However, his reception amongst the political and business elite, somewhat wary of his radical reputation, was more subdued. Whereas colonial authorities were largely ambivalent, many in the British hierarchy expected him to act as a conciliatory mediator. During

GEWALTFREIHEIT ALS BEFREIENDE KRAFT

WAFFE DER STARKEN

GITA DHARAMPAL-FRICK

Jedes Jahr am 11. September gedenken wir der Terroranschläge auf die USA. Gleichzeitig aber ist dieser Tag ein wichtiges Datum für die Friedensbewegung: Am 11. September 1906 protestierten in Südafrika 3.000 indische Einwanderer mit einem gewaltfreien Aufmarsch gegen die Rassendiskriminierung – angeführt wurden sie von Mahatma Gandhi. Es war die erste große Demonstration im Sinne seines Konzepts „Satyagraha“, einer Strategie des zivilen Ungehorsams und des moralischen Appells an das Gewissen des Gegners. Gandhi betrachtete die Völkerverständigung über kulturelle und religiöse Grenzen hinweg als Königsweg, Konflikte zu entschärfen. Sein Name gilt heute als Synonym für den gewaltfreien Widerstand für soziale Gerechtigkeit und Frieden.

Als Sohn eines Kaufmanns wird Gandhi in seiner indischen Heimatregion Gujarat nur wenig mit den negativen Auswirkungen der Kolonialherrschaft konfrontiert, zu Beginn seiner beruflichen Karriere in Südafrika erfährt er den dortigen Rassismus jedoch unmittelbar. Zunehmend setzt er sich für die Rechte der Inder ein – und organisiert dabei auch die Versammlung gegen das Meldegesetz für indische Immigranten im September 1906. Durch seine Aktivitäten gewinnen der Charismatiker Gandhi und seine Satyagraha-Bewegung auch jenseits von Südafrika an Bekanntheit. Nach seiner Rückkehr nach Indien im Januar 1915, wo Gandhi von den Massen als Held gefeiert wird, mobilisiert er auch hier den Widerstand gegen die Kolonialmacht und gegen soziale Ungerechtigkeit. Selbst nach den Atombomben von Hiroshima und Nagasaki im Zweiten Weltkrieg bleibt Gandhi seiner Strategie treu und bekennt sich weiterhin zu Wahrheit und Gewaltlosigkeit. Dass Gandhi 1948 einem Attentat zum Opfer fiel, hat seinen Einfluss noch verstärkt – vielleicht ein Hinweis darauf, dass Satyagraha letztlich stärker ist als Hass und Gewalt. ●

PROF. DR. GITA DHARAMPAL-FRICK wurde 2002 an das Südasiens-Institut der Universität Heidelberg berufen und leitet dort die Abteilung Geschichte Südasiens. Ihre wissenschaftliche Laufbahn brachte sie von Manchester über Cambridge nach Paris, danach nach Augsburg, Freiburg und Stanford (USA) sowie zu wiederholten Forschungsaufenthalten nach Indien. Im Zentrum ihres Forschungsinteresses stehen unter anderem die transkulturellen Beziehungen zwischen Asien und Europa in der Frühen Neuzeit, religiöse und rituelle Transformationen sowie die sozio-kulturelle und politische Geschichte der Kolonialzeit, insbesondere Mahatma Gandhis Satyagraha-Bewegung.

Kontakt: dharampal-frick@sai.uni-heidelberg.de

„Mit seinem Charisma gelang es Gandhi, die Menschen von seiner Strategie des zivilen Ungehorsams zu überzeugen und sie im Widerstand gegen politische Ungerechtigkeit zu vereinen.“

World War I, the political situation in India had reached a stand-still: neither constitutional petition and protest, nor violent acts of terrorism had been able to command popular support, unite nationalist leaders, or mitigate the adverse effects of imperial policies. But the ‘weapon’ of satyagraha managed to achieve all three.

Crucially, Gandhi’s campaigns used satyagraha in response to issues of significant concern to large numbers of people. This included landlord oppression on the Indigo plantations in Champaran, urban labour grievances in Ahmedabad, exorbitant land tax rates in Kheda and unjust punitive state legislation brought about through the Rowlatt Act. His campaigns mobilised masses against socio-political injustice and violence, and brought people together in a nationalist struggle, through strikes, fasting, suspension of business operations and other non-violent activities. Above all, Gandhi’s strategy involved the combination of cultural values deeply embedded in a popular idiom, combined with a sincere personal commitment to the oppressed masses. At the heart of his politics was a forceful definition of courage and a deep-seated belief in well-proven strategies of conflict resolution, reinforced by an unswerving dedication to the welfare of the poor and community regeneration.

Bellicose talk

However, while Gandhi was committed to non-violent resistance, paradoxically he often articulated himself most forcefully using militaristic language, as is explicit from the following statement made in the wake of the Amritsar massacre in 1921:

“Let it be remembered that violence is the keystone of the Government edifice. Since violence is its sheet-anchor and its final refuge, it has rendered itself almost immune from violence on our side by having prepared itself to frustrate all violent effort by the people. We therefore co-operate with the Government in the most active manner when we resort to violence. Any violence on our part must be a token of our stupidity, ignorance and impotent rage. To exercise restraint under the gravest provocation is the truest mark of soldiership. The veriest tyro [i.e. novice] in the art of war knows that he must avoid the ambushes of his adversary. And every provocation is a dangerous ambush into which we must resolutely refuse to walk.”

Beyond a mere semantic use of militarism, Gandhi also employed this idiom to define his own role: he considered himself to be a ‘general’ of an ‘army’ of satyagrahis, demanding strict discipline and order from his ‘troops’ who received rigorous training in his ashrams, which functioned to a certain extent as ‘army camps’. This non-violent beligerence troubled European pacifists. However, the incredible political influence of his non-violent revolution –

from the dramatic 240-mile march in defiance of British salt laws in 1930, to the story of a modest man who was idolised for his role in the struggle against oppression – attracted international attention to the power of what Gandhi described as “a battle of right against might”.

Indeed, Gandhi remained unflinching in upholding satyagraha, even in the aftermath of Hiroshima and Nagasaki, and to boost the morale of European pacifists he expressed his staunch faith as follows:

“There have been cataclysmic changes in the world. Do I still adhere to my faith in truth and non-violence? Has not the atom bomb exploded that faith? Not only has it not done so, but it has clearly demonstrated to me that the twins constitute the mightiest force in the world. Before it the bomb is of no effect. The two opposing forces are wholly different in kind, the one moral and spiritual, the other physical and material. The one is infinitely superior to the other, which by its very nature has an end. The force of the spirit is ever progressive and endless. Its full expression makes it unconquerable in the world.”

Most people today associate 9/11 with the horror and violence during and after the 11 September 2001 attacks. But the date also marks one of the most significant steps in mankind’s quest for peace. Tragically, Gandhi was assassinated in January 1948; yet the supreme irony was the tribute paid to him by the warmonger General Douglas MacArthur who described him as “the very symbol and apotheosis of peace”. But as a martyr his influence seemed to intensify. This may be salutary to bear in mind as we reflect on the consequences of more recent challenges to our collective resolve. Indeed history has proven that the effectiveness of satyagraha, even in the face of extreme aggression and provocation, is manifest. ●

“Mankind has to get out of violence only through non-violence”

Mahatma Gandhi 1946

RECHT

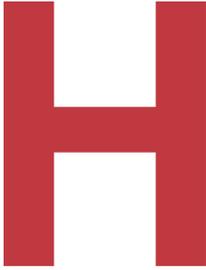
VERSUS
GERECHTIGKEIT

RECHT VERSUS GERECHTIGKEIT

MIT DEM KRIEG SEINEN FRIEDEN MACHEN

KERSTIN VON LINGEN

Um die Gräueltaten des Zweiten Weltkrieges zu sühnen, fanden in Europa und Asien nach 1945 mehrere Tausend Kriegsverbrecherprozesse statt. Nicht selten jedoch waren die Verfahren weniger dem Streben nach Gerechtigkeit als politischen Interessen gezollt. Das zeigt sich vor allem an ostasiatischen Kriegsverbrecherprozessen im Kontext von Dekolonisierung und Kaltem Krieg. Heidelberger Historiker erforschen die Wechselwirkungen zwischen Asien und Europa im Rahmen der Prozesse und analysieren die weitreichenden Folgen der ambivalenten Rechtsprechungen.



Historische Gerechtigkeit kann es nicht geben, solange die Politik Einflüsse geltend macht. Diese ernüchternde Bilanz zog der niederländische Rechtswissenschaftler Bert Rölting aus seiner Tätigkeit als Richter am Internationalen Militärtribunal von Tokio sowie als zeitweiliger Sondergesandter seines Landes für die Vereinten Nationen. 1960 stellte er in einer Vorlesung an seiner Heimatuniversität Utrecht fest:

„The position of a country determines the outlook of its lawyers and its judges, their evaluation of values and interests, their opinion about the meaning of treaty-texts and their appreciation of a specific custom.“

Rölings Standpunkt erklärt sich aus der zwiespältigen Rechtsprechung seines Heimatlandes in den Kriegsverbrecherprozessen nach Ende des Zweiten Weltkrieges. In zweifacher Hinsicht waren die Niederlande in diese Prozesse verwickelt: zum einen als ein von den Nazis besetzter Staat in Europa, zum anderen als Siegermacht über die japanischen Besatzungstruppen in Ostasien, die koloniale Interessen vertrat. In beiden Fällen waren es holländische Richter, die die Aufgabe hatten, über die Besatzer Recht zu sprechen. Doch in Europa waren die Niederlande selbst als Nation samt ihrer Bürger betroffen, in Ostasien dagegen ging es um stellvertretende Anwaltschaft für meist indonesische Opfer japanischer Gewalt. Diese ambivalente Ausgangslage führte zu einer ebenso ambivalenten Rechtsprechung.

Die Anfänge des Humanitären Völkerrechts

Das 20. Jahrhundert markiert den Beginn einer Ära, in der sich der Gedanke eines „totalen“, alle Bereiche militärischen und zivilen Lebens umfassenden Krieges entfaltete. Zeitgleich lassen sich die ersten Bestrebungen feststellen, kriegerischer Gewalt zu ächten und zu ahnden. Das entstehende Humanitäre Völkerrecht spiegelte bereits im Begriff und mehr noch in seiner Genese den Widerspruch, Krieg zwar als legitimes Mittel zwischenstaatlicher Konflikte anzusehen, gleichzeitig jedoch die Bürger aller Staaten vor kriegsbedingter Gewalt so weit wie möglich schützen zu wollen. Die Grundlagen für seine Entstehung hatten zwischenstaatliche Abkommen gelegt, aber auch die Interventionen einzelner transnationaler Akteurs-

„Vorherrschendes Motiv der ostasiatischen Kriegsverbrecherprozesse war nicht das Streben nach Gerechtigkeit, sondern der Gedanke der Rekolonialisierung.“

gruppen – etwa von Medizinern oder Juristen –, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufkamen. Damals begann ein zivilgesellschaftliches Engagement in Fragen von überstaatlichem Interesse, das diplomatische Kontakte als einziges Mittel internationaler Politik zunehmend ergänzte oder sogar ablöste. Beispiele aus dieser Zeit sind die Gründung des Roten Kreuzes 1863 oder die beiden Haager Friedenskonferenzen 1899 und 1907.

Der Erste Weltkrieg jedoch beschädigte das Vertrauen in diese eurozentrische Idee von Zivilisation; der Zweite Weltkrieg diskreditierte sie endgültig. Bis zum Zweiten Weltkrieg hatte man nationale Gesetzgebungen, insbesondere das Militärrecht und die Rahmenbedingungen der 1907 verabschiedeten Haager Landkriegsordnung für ausreichend gehalten, um über Kriegsverbrechen zu richten. Angesichts der Brutalität aber, mit der die Nationalsozialisten nicht nur Europa mit Krieg überzogen, sondern gegnerische Zivilisten wie auch ihre eigenen Bürger systematisch verfolgten und töteten, versagte das bisherige Instrumentarium. Fragen nach dem Ausmaß der Kollaboration sowie der Rolle der Widerstandsbewegungen warfen ebenfalls juristisch neue Problemstellungen auf.

Um die Verbrechen des Zweiten Weltkrieges zu ahnden und über ausgewählte Hauptkriegsverbrecher zu richten, wurden zwei Internationale Militärtribunale in Nürnberg und Tokio eingesetzt. Die hier verhandelten Fälle stellten in juristischer und politischer Hinsicht ein Experimentierfeld dar, das zur Weiterentwicklung der internationalen Standards im Völkerrecht sowie dem Kriegsvölkerrecht führte. So wurde das im August 1945 unterzeichnete Statut für das Hauptkriegsverbrechertribunal in Nürnberg zur Grundlage des neuen Kriegsvölkerrechts, das auf den Trümmern Europas entstand; zugleich diente das Statut als Vorbild für den Tokioter Gerichtshof.

Die Erfahrungen des Internationalen Gerichtshofes in Tokio, der von 1946 bis 1948 tagte, erweiterten schließlich die bis dato strikt eurozentrische Sichtweise und überführten die geltenden juristischen Prinzipien auf ein transnationales Level. Denn in Ostasien mussten die Erwartungen der Opfer des Krieges mit den politischen Ambitionen der Kolonialmächte zur Deckung gebracht werden – ein Faktor, der in Europa keine Rolle spielte und daher zur ersten Herausforderung der neuen überstaatlichen Prinzipien wurde. So hatte es in Ostasien eine völlig andere Bedeutung, dass Kriegsverbrecherprozesse zwar unter der Aufsicht transnationaler Autoritäten (etwa der „United Nations War Crimes Commission“) stattfanden, jedoch von der jeweiligen nationalen Politik gelenkt werden. Folglich war in Ostasien nicht eine wie auch immer definierte Gerechtigkeit, sondern der Gedanke der Rekolonisierung des von den Japanern geraubten „Besitzes“ vorherrschend.



DR. KERSTIN VON LINGEN forscht und lehrt seit 2009 an der Universität Heidelberg. Seit 2013 führt sie die Forschernachwuchsgruppe „Transcultural Justice“ zum Thema Kriegsverbrecherprozesse in Ostasien, die am Heidelberger Exzellenzcluster „Asien und Europa im globalen Kontext“ im Karl Jaspers Zentrum angesiedelt ist. Zuvor arbeitete die Historikerin unter anderem über NS-Besatzungsverbrechen, Transnationale Erinnerungskultur im Zusammenhang mit Kriegserfahrungen sowie Geheimdienstgeschichte. Seit 2006 ist Kerstin von Lingen immer wieder als Gutachterin für die Staatsanwaltschaft Stuttgart in NS-Ermittlungsverfahren tätig. Von 2009 bis 2012 war sie Mitarbeiterin in der Deutsch-Italienischen Historikerkommission.

Kontakt: lingen@asia-europe.uni-heidelberg.de

Das Primat der Politik

Gerade in den Kriegsverbrecherprozessen des Zweiten Weltkrieges verwischten häufig die Grenzen zwischen Siegern und Besiegten, zwischen Besatzern und Besetzten. Angesichts des Kalten Krieges sowie der bröckelnden Kolonialreiche ergaben sich in Ostasien besonders auffällige Verschiebungen. Das Primat der Politik über Rechtsnormen wurde während der Prozesse teils sehr deutlich. Die Niederlande und Frankreich beispielsweise saßen als Alliierte über die japanischen Besatzer zu Gericht – stellvertretend für die Opfer, die dieses Recht nicht hatten –, und unterstrichen gleichzeitig damit ihren politischen Führungsanspruch in der Region.

Darüber hinaus standen die niederländischen und französischen Prozesse gegen japanische Täter in Wechselwirkung und ständigem Austausch mit den Prozessen, die zeitgleich, und nicht selten unter gleichlautender Anklage, gegen deutsche Nazi-Täter in Europa stattfanden. Vergleicht man die Ergebnisse dieser Prozesse, fällt jedoch auf, dass die japanischen Verbrechen mit deutlich größerer Härte geahndet wurden als die deutschen. Zwar fällten die Kriegsverbrecher-Gerichte in den Niederlanden immerhin 14.528 Urteile, diese richteten sich jedoch überwiegend gegen die eigenen Kollaborateure. Nur 193 Deutsche wurden schuldig gesprochen, 14 von ihnen erhielten die Todesstrafe, wobei diese lediglich in fünf Fällen vollstreckt wurde. In Indonesien hingegen verhängten die niederländischen Gerichte knapp fünffach so viele Schuldsprüche: 969 Japaner wurden verurteilt, 236 von ihnen zum Tode.

Zwei Gründe lassen sich für diesen deutlichen Unterschied ausmachen: Zum einen lag der Fokus der niederländischen Abrechnungspolitik im Heimatland auf den eigenen Leuten – man wollte der Kollaborateure habhaft werden und diese für ihren „Verrat an der Nation“ bestrafen. Zum anderen fanden die niederländischen Kriegsverbrecherprozesse in Indonesien keinesfalls vor neutraler Kulisse statt. Zwischen 1945 und 1948 tobte ein blutiger Unabhängigkeitskampf in Indonesien, mit dem sich die Kolonie von den Niederlanden zu lösen versuchte. Nicht selten verstrickten sich die Kolonialtruppen während dieser Zeit in die gleichen Verbrechen, derentwegen japanische Offiziere zeitgleich vor Gericht standen. Die meisten ihrer Übergriffe blieben jedoch ungesühnt. Diese Ambivalenz, die sich auch bei anderen Kolonialmächten in Ostasien findet, beschädigte ihre Legitimität nachhaltig und beschleunigte die Unabhängigkeitsbestrebungen Indonesiens stark.

Vielfältige Interessenlagen

Nicht nur die Niederlande, auch andere Länder verfolgten im Rahmen der ostasiatischen Kriegsverbrecherprozesse eigene politische Interessen. Indien beispielsweise nutzte sein Engagement im Tokioter Gerichtshof, um den

Heidelberger Forschungen zur „Transcultural Justice“

Die 2013 gegründete Heidelberger Forschungsgruppe „Transcultural Justice: Legal Flows and the Emergence of International Justice within the East Asian War Crimes Trials, 1945–1954“ fragt nach den Wechselwirkungen von europäischer und asiatischer Rechtskultur im Kontext der ostasiatischen Kriegsverbrecherprozesse nach Ende des Zweiten Weltkrieges. Anhand der Prozesse untersuchen die am Karl Jaspers Zentrum angesiedelten Forscher den transkulturellen Austausch von asiatischen, insbesondere chinesischen und indischen, mit kolonialen Rechtsvorstellungen. Dabei beleuchten sie unter anderem die Auswirkungen des Kalten Krieges und der Dekolonialisierung auf die Entwicklung der internationalen Kriegsverbrecherpolitik. Als Untersuchungsgegenstand dienen Prozessakten und diplomatische Schriftwechsel sowie biographische Daten zu hochgestellten Richterpersönlichkeiten und mitreisenden juristischen Beratern aus den Niederlanden, Frankreich, der Sowjetunion, Indien sowie China.

Die Heidelberger Wissenschaftler bauen mit ihrem Ansatz der „Transcultural Justice“ auf den Forschungen zur „Transitional Justice“ auf. Diese gehen im Kern auf die Arbeiten des in der NS-Zeit verfeimten Heidelberger Professors Karl Jaspers, Pate des gleichnamigen Zentrums an der Universität Heidelberg, zurück. Nach seiner Wiedereinsetzung 1946 hatte Jaspers in seiner viel beachteten Heidelberger Vorlesung zur „Schuldfrage“ vier Arten von Schuld herausgearbeitet: kriminelle, politische, moralische sowie metaphysische Schuld. Nur Erstere kann laut Jaspers vor neutralen Instanzen gesühnt werden, alle anderen entziehen sich der Steuerung, da sie sich eher auf individueller Ebene abspielen. Die juristische Aufarbeitung von Verbrechen ist somit von größter Bedeutung; erst die Verfahren, die Berichterstattung über sie und ihre Aufarbeitung in der Öffentlichkeit ermöglichen einen – wenn auch oft langwierigen – Prozess der gesellschaftlichen wie auch der individuellen Sühne. Diesen Prozess, der gleichzeitig den Weg für einen Neuanfang ebnet, umschreibt man heute mit dem Begriff der „Transitional Justice“.

www.transcultural-justice.uni-hd.de

Dekolonisierungsprozess zu beschleunigen. Vertreter des Landes warfen die grundsätzliche Frage auf, inwiefern sich japanische und koloniale Aggression überhaupt voneinander unterscheiden. Der indische Richter Radhabinod Pal etwa forderte den Freispruch aller Angeklagten mit der Begründung, dass der japanische Expansionskrieg geführt worden sei, um Asien von den Europäern zu befreien. Weiterhin betonte er, wie wichtig ihm der japanische Slogan „Asien für die Asiaten“ sei. Pal hatte mit dieser Ansicht großen Einfluss auf seine europäischen Richterkollegen und schloss besonders mit dem eingangs zitierten niederländischen Juristen Röling enge Freundschaft. 1952 folgte er Röling als Sachverständiger zur UN nach New York, und beide blieben auch anschließend als korrespondierende Universitätsprofessoren miteinander verbunden.

Die Sowjetunion unter Stalin wiederum ist das Beispiel eines Landes, das die Prozesse gegen Japaner als politisches Vehikel begriff, um seinen Machtanspruch in Ostasien zu dokumentieren und einen ebenfalls kommunistischen Nachbarn enger an sich zu binden. In der politischen Zielrichtung stimmte Stalin folglich eng mit China überein, das die Prozesse vor allem unter der Prämisse verfolgte, sich als moderne Nation zu präsentieren und damit einen gebührenden Platz im ostasiatischen Nachkriegsgefüge einzunehmen. Letztlich führte die Sowjetunion 1949 nur einen einzigen Kriegsverbrecherprozess durch, der offensichtlich als Morgengabe für den kommunistischen Nachbarstaat China gedacht war und zum Ziel hatte, die sino-sowjetischen Beziehungen zu verbessern.

Stagnierende Entwicklung

Die Erfahrung der Ambivalenz, mit der die Kriegsverbrecherprozesse je nach Interessenlage geführt wurden, hatte weitreichende Folgen für die Entwicklungen des Humanitären Völkerrechts: Rasch verpuffte der Idealismus der ersten Nachkriegszeit, der etwa im Juni 1945 die Gründung der Vereinten Nationen in San Francisco begleitet hatte. Erstmals war damals ein supranationaler Weg der Konfliktschlichtung in den Bereich des Möglichen gerückt, und bereits 1946 begann eine UN-Völkerrechtskommission mit der Aufgabe, ein internationales Strafgesetzbuch zu konzipieren. Doch der Traum vom Beginn einer neuen Ära, in der statt Gewalt und nationaler Interessen Recht und internationale Organisationen die Schlüsselfaktoren der Weltordnung darstellten, erfüllte sich nicht. Hierfür sorgten insbesondere auch die internationalen Krisen im Zuge des wachsenden Ost-West-Antagonismus, vor allem während des Koreakrieges, in dessen Folge die Beratungen 1952 ins Stocken und schließlich zum Erliegen kamen.

Debatten auf akademischer Ebene hielten das Thema jedoch in der Öffentlichkeit. Professor Röling etwa forderte in seinen Vorlesungen, realistische Regeln für den Kriegsfall aufzustellen. Die bedauerliche Lehre

„Rechtsprechung mit zweierlei Maß: Die japanischen Verbrechen wurden mit deutlich größerer Härte geahndet als die deutschen.“

COMING TO TERMS WITH WAR CRIMES

POLITICS AND JUSTICE

KERSTIN VON LINGEN

War crimes trials after 1945 contributed to the formation of transcultural norms of legality and legitimacy, as well as transnationally accepted notions of “justice”. A new junior research group at Heidelberg University examines the interaction between war crimes trials policy in Europe and Asia after 1945 from a historical perspective by focussing on the assignment of legal staff and judges and their contribution to the development of international criminal law.

War crimes trials policy was motivated by post-war alliances in the wake of decolonisation as well as by ideological collaboration and considerations relating to the Cold War. In many cases, it was the returning colonial powers in their capacity as sovereign rulers who brought Japanese citizens accused of crimes to trial. This caused tensions as many East Asians had not only suffered under the brutal Japanese occupation but had, in the initial phase of the war, seen the Japanese as liberators from colonial rule. Furthermore, the nascent independence movements after 1945, for example in Indonesia, gave rise to new atrocities, this time perpetrated by the returning colonial powers. The political climate during the trials was thus one of ambivalence, which blurred lines between perpetrators and victims.

This double perspective on war crimes trials had an impact on the outcome of trial policies in general, damaging the reputation of Western colonial powers and fueling the process of decolonisation. Many European judges returned from East Asia to their home universities advocating a different legal approach to war crimes than when they had departed. Western debate on the rule of law can thus not be seen in geographic isolation; it emerged within a specific political post-war climate and a broader transcultural space of discourse that was strengthened by the exchange of people and ideas between Asia and Europe. ●

DR. KERSTIN VON LINGEN joined Heidelberg University in 2009 and in 2013 became head of the junior research group "Transcultural Justice" within the Heidelberg Cluster of Excellence "Asia and Europe in a Global Context". Von Lingen, who holds a PhD in history, has written numerous books and articles on war crime trials and the impact of war on identity formation. Other fields of her research include memory politics and the history of survivors and war veterans. Besides university teaching, Lingen has testified in court as an expert witness in recent war crimes trials concerning Nazi War crimes committed in Italy during World War II and was appointed to be a scholar working on behalf of the Governmental Commission for the History of Germany and Italy (2009–2012).

Contact: lingen@asia-europe.uni-heidelberg.de

**“Justice with ulterior motives:
The East Asian war crimes
trials were not driven primarily
by the pursuit of justice,
but by political interests
relating to decolonisation and
the Cold War.”**

Asien und Europa im Austausch

Der Exzellenzcluster „Asien und Europa im globalen Kontext“ ist ein interdisziplinärer Forscherverbund an der Universität Heidelberg. Etwa 200 Wissenschaftler analysieren Austauschprozesse zwischen Kulturen, die von Migration und Handel bis hin zu Leitbegriffen der Sprachen und Strukturen des Staates reichen. Eine zentrale Frage ist, in welchen Dynamiken sich kulturübergreifende Prozesse sowohl zwischen als auch innerhalb von Asien und Europa entwickeln. Damit untersuchen die Forscher ein Spannungsfeld von historischer Tiefe, das zugleich von aktueller Bedeutung für die globalen Wandlungsprozesse unserer Zeit ist.

Die rund achtzig Forschungsprojekte des Exzellenzclusters sind in den folgenden vier Forschungsbereichen organisiert: „Regierungskunst & Verwaltung“, „Öffentlichkeit & Medien“, „Wissenssysteme“ und „Geschichte & Kulturerbe“. Überdies wurden fünf Lehrstühle eingerichtet, darunter die bundesweit erste Professur für globale Kunstgeschichte, zwei Start-up-Professuren sowie mehrere Nachwuchsforschergruppen. Zur Ausbildung und Förderung von jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern bietet der Cluster den englischsprachigen Masterstudiengang „Transcultural Studies“ sowie das Graduiertenprogramm für Transkulturelle Studien an. Insgesamt promovieren am Cluster mehr als 100 Nachwuchswissenschaftler.

Der Cluster wurde 2007 im Rahmen der Exzellenzinitiative des Bundes und der Länder gegründet und war 2012 erneut in der Exzellenzinitiative erfolgreich. Mittelfristig wird der Forscherverbund im Heidelberger Centrum für Transkulturelle Studien (HCTS) aufgehen, das Ende April 2014 eröffnet wurde. Institutioneller Sitz ist das Karl Jaspers Zentrum in Heidelberg, mit einer Außenstelle in Neu-Delhi, Indien. Zu den internationalen Partnern gehören die Chicago University, Oslo University, Universität Zürich, Jawaharlal Nehru University und Kyoto University.

www.asia-europe.uni-heidelberg.de

der internationalen Hauptkriegsverbrechertribunale sei, das hätten die Dekolonisierungskriege gezeigt, größtmögliche Rechtsunsicherheit. Bei Handlungen, die sich gegen Zivilisten richteten, wäre es für die Soldaten beispielsweise unmöglich zu unterscheiden, welcher Befehl zu einem Kriegsverbrechen führe, und welcher Befehl unter Kriegsrecht als Vergeltung gerechtfertigt sei, so Röling. Konsequenterweise dürften eigentlich immer nur die befehlsgebenden Offiziere, nie jedoch die Soldaten, die diese Befehle befolgt hätten, vor Gericht gebracht werden.

Doch es waren gerade diese Widersprüche, die sich aus der Erfahrung der Dekolonialisierung in Ostasien und den darin offen zutage getretenen Problemen von militärischer Gewalt gegenüber Zivilisten ergaben, die den Weg frei machten für eine Neujustierung der juristischen Grundlagen des Völkerrechts. So wurden die Regeln für eine Rechtsprechung im Falle von Völkermord, Verbrechen gegen die Menschlichkeit sowie Kriegsverbrechen überarbeitet und schließlich 1998 im Statut von Rom niedergelegt. 2002 konnte das Statut mit der Gründung des Internationalen Strafgerichtshofs von Den Haag manifestiert werden.

Zukünftige Untersuchungen werden weitere Wechselwirkungen herausarbeiten müssen, die die ostasiatischen Prozesse auf die Rechtskultur in Europa hatten. Denn die europäischen Richter in Ostasien – sei es in Tokio oder den Kolonien – sammelten in den insgesamt über 5.700 Kriegsverbrecherprozessen nach 1945 vielfältige Erfahrungen mit den ostasiatischen Rechtsvorstellungen, die sie hernach in ihren Heimatländern weiter vertraten. Richter wie Röling können dabei als Gründerväter einer Generation von transnationalen Juristen gelten, die heute in den Internationalen Strafgerichtshöfen für Jugoslawien, Ruanda oder Kambodscha ganz selbstverständlich Dienst tun. ●

KRIEG

DER

STERNE

KRIEG DER STERNE

GALAKTISCHER KANNIBALISMUS

EVA GREBEL

Galaxien und Kannibalismus? Das klingt befremdlich. Dennoch zeigen Galaxien kannibalistisches Verhalten – nach heutigem Wissen handelt es sich dabei sogar um die übliche Methode, mit der Sternsysteme wachsen.

G

Galaxien sind von der Schwerkraft zusammengehaltene Ansammlungen von Sternen, Planeten, Gas, Staub und Dunkler Materie. Im Universum finden sich Galaxien verschiedenster Massen, Helligkeiten und Erscheinungsformen. Sie begeistern uns mit ihrer Schönheit, und wir assoziieren mit ihnen majestätische, seit Jahrmilliarden existierende Gebilde, die sich während der Zeitspanne eines menschlichen Lebens oder gar kompletter Zivilisationen nicht nennenswert verändern.

Was also sollten Galaxien mit Kannibalismus zu tun haben? Dem Wort nach bedeutet „galaktischer Kannibalismus“, dass eine Galaxie eine andere verschlingt. Und genau das ist es, was Astronomen beobachten: Wenn sich Galaxien nah genug kommen, können sie miteinander verschmelzen. Drastischer ausgedrückt: Die eine Galaxie frisst die andere auf. Das Produkt des Kannibalismus ist eine Galaxie, die aus dem Material der beiden beteiligten Galaxien besteht und entsprechend massereicher ist.

Intergalaktische Anziehungskraft

Galaxien sind keine soliden Festkörper. Sie bestehen aus vielen Bausteinen, die sich im Schwerfeld der Galaxie bewegen. Eine Spiral- oder Scheibengalaxie wie unsere Milchstraße beispielsweise enthält etwa hundert Milliarden Sterne. Vereinfacht lässt sich eine solche Spiralgalaxie als flache, zentral verdickte Scheibe beschreiben. Innerhalb der Scheibenebene bewegen sich die Sterne um das Zentrum der Galaxie auf annähernd kreisförmigen, konzentrischen Bahnen. Wenn sich nun zwei Galaxien einander nähern, bewirkt ihre gegenseitige Anziehungskraft, dass ihre Bausteine – zum Beispiel die Sterne auf den geordneten Kreisbahnen – abgelenkt, ihre Umlaufbahnen also gestört werden. Die Sterne enden dann auf sehr viel elliptischeren Bahnen. Auf denen sind sie gelegentlich relativ nahe und zu anderen Zeiten deutlich weiter vom galaktischen Zentrum entfernt. Ihre Bahnen liegen folglich auch nicht mehr genau in der Scheibenebene, sondern können gegenüber dieser Ebene stark geneigt sein. Je nach Stärke der Wechselwirkung ändert sich nun das Erscheinungsbild der Galaxie: Die ehemals flachen Scheiben erscheinen verbogen oder verdickt. Durch die Wechselwirkung kann zudem Materie aus den Galaxien herausgerissen werden,

was sich in Form ausgedehnter Stern- oder Gasströme beobachten lässt, die die Galaxien umgeben.

Die Stärke der Wechselwirkung – und damit das Ausmaß der Störung – ist von der Masse der Galaxien, ihrer Geschwindigkeit relativ zueinander und ihrer minimalen Entfernung während der Begegnung abhängig. Einen Teil der Energie ihrer Vorwärtsbewegung übertragen Galaxien auf die Sterne der anderen Galaxie, wodurch sie selbst abgebremst werden. Ist die Abbremsung stark genug, kann es nach einigen nahen Vorbeigängen schließlich zum Verschmelzen kommen.

Wenn kleine Galaxien mit großen, massereichen Galaxien verschmelzen, bleiben die großen Galaxien nahezu unbeeinträchtigt – ähnlich einem unglückseligen Insekt, das auf die Windschutzscheibe eines fahrenden Autos prallt und dort allenfalls einen Fleck hinterlässt. Verschmelzen hingegen zwei ähnlich massereiche Galaxien miteinander, kann sich ihre Struktur deutlich ändern. Wenn die beiden Galaxien beispielsweise reich an Gas sind und ihre Gaswolken zusammenstoßen, kann es zu intensiver Sternentstehung kommen. Wenn es sich um zwei Spiralgalaxien handelt, die miteinander verschmelzen, können die Scheiben zerstört werden. Dann bewegen sich die Sterne auf elliptischen Bahnen, die beliebige Orientierungen aufweisen. Das Ergebnis ist eine einzige elliptische Galaxie, die im Gegensatz zu einer Spiralgalaxie keine geordnete Rotation mehr aufweist.

Die Wechselwirkungen, die Galaxien verschmelzen lassen, können Milliarden Jahre dauern. Unmittelbar verfolgen lässt sich der Prozess nicht. Die unterschiedlichen Stadien des galaktischen Kannibalismus indes können wir im Weltall sehr wohl beobachten: Wir blicken gleichsam auf Schnappschüsse von Galaxien, die sich in verschiedenen Phasen einer Verschmelzung befinden. Sind die beteiligten Galaxien relativ massereich, sehen wir oft spektakuläre Bilder mit stark verformten Galaxien, umgeben von gewaltigen Strömen herausgerissenen Materials.

Derartige Beobachtungen sind nicht nur wichtig, um zu verstehen, wie Galaxien miteinander wechselwirken und wie es zu Verschmelzungen kommt. Sie sind ebenso unerlässlich, um die grundlegende Frage nach der Entwicklung von Galaxien zu beantworten. Diese Frage ist ein Schwerpunkt der Forschung im Astronomischen Rechen-Institut, eines von drei Instituten des Zentrums für Astronomie der Universität Heidelberg.

Kosmologische Simulationen

Theoretische Modelle können simulieren, wie sich große Materiekonzentrationen wie Galaxien durch das allmähliche Verschmelzen zahlloser kleiner Strukturen aus Dunkler und sichtbarer Materie bilden. Im frühen Universum ist

die Materie noch recht gleichförmig verteilt und weist nur geringe Dichteschwankungen auf. Unter dem Einfluss der Schwerkraft erwachsen aus diesen kleinen Dichteschwankungen durch Verschmelzungsprozesse immer größere Strukturen. Dieses Wachstum geschieht auf Kosten der Umgebung: Kleinere, weniger massereiche Materieanhäufungen werden von den größeren angezogen. Das Universum wird also zunehmend strukturiert: Es entstehen gewaltige Materiekonzentrationen – massereiche Galaxien und Haufen von Galaxien – und dazwischen ausgedehnte Leerräume. Zusätzlich prägen Sternentwicklungsprozesse und die mögliche Aktivität zentraler Schwarzer Löcher die Eigenschaften der Galaxien.

Die heutigen kosmologischen Modelle können die beobachtete großräumige Verteilung der Materie im Universum sehr gut reproduzieren. Auf kleineren Skalen, etwa im Größenbereich von Galaxien, sind jedoch viele Details noch unverstanden. Um mehr über die Entwicklung der Galaxien zu erfahren, stehen Theoretiker und Beobachter in stetem Austausch: Die Beobachter versuchen, theoretische Vorhersagen im realen Universum zu verifizieren, was es wiederum erforderlich machen kann, die Modelle an die Beobachtungen anzupassen. Dieses Wechselspiel von theoretischer Vorhersage und realer, mit immer leistungsfähigeren Instrumenten erfolgreicher Beobachtung verbessert und erweitert unser physikalisch-astronomisches Weltbild stetig.

Galaktische Archäologie

In Heidelberg untersuchen wir, wie Galaxien entstehen, wie sie sich entwickeln und welche Rolle der galaktische Kannibalismus dabei spielt. Vor allem folgende Details interessieren uns: Wie viele Sterne einer Galaxie sind in der Galaxie selbst entstanden? Wie viele Sterne einer Galaxie stammen von anderen, mit ihr in der Vergangenheit verschmolzenen Galaxien? Wann haben die Verschmelzungen stattgefunden, und welche Galaxien waren beteiligt? Nahe Galaxien und unsere Heimatgalaxie, die Milchstraße, sind für diese Forschungsfragen besonders gut geeignet, da wir hier sogar einzelne Sterne sehr genau untersuchen können.

Je nach Masse können Sterne viele Milliarden Jahre alt werden. Wir nutzen unterschiedlich alte Sterne gleichsam als Fossilien. Für diese „galaktische Archäologie“ macht man es sich zunutze, dass Sterne, die einst gemeinsam entstanden sind, gleich alt und chemisch ähnlich zusammengesetzt sind. Falls sie in vergangenen Epochen nicht allzu stark gestört wurden, haben sie auch ähnliche Bewegungsrichtungen.

Ergänzend kann man ferne Galaxien untersuchen. Aufgrund der endlichen Ausbreitungsgeschwindigkeit des Lichts ist jede astronomische Beobachtung ein Blick in die Vergangenheit. Je weiter ein Objekt von uns entfernt

„Manche
Galaxien zeigen
die Spuren
einer sehr
gewalttätigen
Vergangenheit.“

ist, desto länger braucht sein Licht, um uns zu erreichen. Wir sehen das Objekt also in einem Zustand, den es je nach Distanz vor einigen Millionen oder Milliarden Jahren hatte. Auf diese Weise lassen sich noch wenig entwickelte Galaxien im jungen Universum beobachten. Sehr ferne junge Galaxien zeigen vielfach eine sehr intensive Sternentstehung und irreguläre, klumpige Strukturen, die kaum etwas mit dem Erscheinungsbild der Galaxien im heutigen Universum gemeinsam haben.

Diese Untersuchungen sind auf sehr helle Objekte beschränkt: Galaxien, die nur schwach leuchten, kann man in großen Entfernungen nicht mehr wahrnehmen; zudem wird das Auflösungsvermögen mit zunehmender Entfernung geringer. All das erschwert es, die Verschmelzungsprozesse kleinerer Galaxien zu untersuchen. Solche kleineren Objekte, sogenannte Zwerggalaxien, dürften hauptsächlich zum Entstehen von Spiralgalaxien beigetragen haben – andernfalls wäre ihre geordnete Struktur zerstört worden.

Wenn kleinere mit größeren Galaxien verschmelzen, bilden sich gewaltige Ströme aus Gas und Sternen. Das Gas vermischt sich in vergleichsweise kurzer Zeit mit der Umgebung; die Sternströme aber können über viele Jahrmilliarden überleben. Ein Ziel der galaktischen Archäologie ist es, solche alten Sternströme innerhalb unserer Galaxis, der Milchstraße, zu entdecken und zu charakterisieren. Dies lässt auf die Art, den Zeitpunkt der Verschmelzungen und die Eigenschaften der kannibalisierten Galaxien rückschließen.

Die Erforschung der Milchstraße

Der von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Heidelberger Sonderforschungsbereich 881 „The Milky Way System“ untersucht die Entstehung unserer Heimatgalaxie, der Milchstraße. Darüber hinaus erforschen die Wissenschaftler fundamentale Fragen der Galaxienbildung und -entwicklung. Der Sonderforschungsbereich ist am Zentrum für Astronomie der „Ruperto Carola“ angesiedelt; beteiligt sind Wissenschaftler des Astronomischen Rechen-Instituts, des Instituts für Theoretische Astrophysik und der Landessternwarte Königstuhl. Zugehörig sind auch das Heidelberger Institut für theoretische Studien der Klaus-Tschira-Stiftung, das Max-Planck-Institut für Astronomie sowie das Haus der Astronomie in Heidelberg, das von der Klaus-Tschira-Stiftung, der Max-Planck-Gesellschaft, der Universität und der Stadt Heidelberg unterhalten wird. Sprecherin des Sonderforschungsbereichs ist Prof. Dr. Eva Grebel.

www.zah.uni-heidelberg.de/de/sfb881



PROF. DR. EVA GREBEL ist seit dem Jahr 2007 Direktorin des Astronomischen Rechen-Instituts im Zentrum für Astronomie der Universität Heidelberg. Zuvor leitete sie von 2004 bis 2007 das Astronomische Institut der Universität Basel. Prof. Grebel ist Sprecherin des Sonderforschungsbereichs „The Milky Way System“, Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und des Senats der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Ihr Forschungsschwerpunkt ist die Entwicklung von Galaxien. Für ihre Arbeiten zur galaktischen Archäologie erhielt sie zahlreiche Auszeichnungen, darunter im Jahr 2009 den Lautenschläger-Forschungspreis.

Kontakt: grebel@ari.uni-heidelberg.de

Wir haben bereits einige spektakuläre Ereignisse nachweisen können. Bislang wurden jedoch weniger Überreste zerstörter Zwerggalaxien gefunden als von theoretischer Seite zu erwarten wäre. Auch scheint es keine verhältnismäßig massereichen Galaxien gegeben zu haben, die mit der Milchstraße verschmolzen sind. Die gefundenen Objekte entsprechen Galaxien mit höchstens einem Tausendstel der Masse unserer Heimatgalaxie. Die Sternströme solch längst vergangener Ereignisse von Kannibalismus aufzuspüren ist eine Herausforderung, da sie im gewaltigen Ozean der Sterne unserer eigenen Galaxie leicht untergehen.

Für die galaktische Archäologie durchmustern wir derzeit den Himmel und messen die Positionen, Helligkeiten, Zusammensetzungen und Geschwindigkeiten Hunderttausender von Sternen. Die Daten der Durchmusterungen stammen aus großen internationalen Kollaborationen, an denen wir beteiligt sind. Die Beobachtungen erfolgen mit spezialisierten bodengebundenen Teleskopen in Australien, Chile und in den USA.

Im Dezember 2013 startete zudem die „Gaia“-Satellitenmission der Europäischen Raumfahrtagentur. An dieser Mission ist unser Heidelberger Institut federführend beteiligt. Gaia wird in den kommenden fünf bis zehn Jahren die Positionen, Entfernungen und Bewegungen von bis zu einer Milliarde Sternen in unserer Milchstraße mit größter Genauigkeit vermessen. Zudem gewinnt Gaia, ergänzt durch bodengebundene Observatorien, Informationen über die Zusammensetzung und das Alter der beobachteten Sterne. Dieser gewaltige Datenschatz wird es uns ermöglichen, die Entstehungsgeschichte der Milchstraße einschließlich des galaktischen Kannibalismus sehr genau rückzuverfolgen. Mit der Gaia-Satellitenmission bricht somit sprichwörtlich ein goldenes Jahrzehnt der galaktischen Archäologie an.

Auch andere nahe Galaxien werden nicht vernachlässigt. In deren äußeren Bereichen ließen sich mit tiefen Himmelsaufnahmen die Überreste zerrissener Zwerggalaxien identifizieren. In den inneren Regionen bieten die Sternströme nicht genügend Kontrast, um vom Licht der großen Galaxie unterschieden werden zu können. Manche Galaxien zeigen die Spuren einer sehr gewalttätigen Vergangenheit mit deutlich nachweisbarem Kannibalismus. Bei anderen Galaxien ist dies weniger ausgeprägt. Darüber hinaus finden wir in der Umgebung der massereichen Galaxien viele Zwerggalaxien, die künftig mit den Galaxien in Wechselwirkung treten könnten. Solche Beobachtungen helfen uns nicht nur, die Entwicklungsgeschichte der massereichen Galaxien besser zu verstehen und Verschmelzungsereignisse zu quantifizieren. Sie dienen auch dazu, theoretische Modellvorhersagen zu testen und zu verbessern.

Den „galaktischen Kannibalismus“ sollte man weniger im Sinne eines Krieges zwischen den Galaxien verstehen, sondern als Teil des natürlichen Wandels, der stetig im Weltall stattfindet. Der Begriff veranschaulicht das übliche und allmähliche Wachsen von Galaxien, währenddessen Material aus kleineren in größere Objekte inkorporiert wird und in diesen weiterbesteht. In einigen Milliarden Jahren wird dieses Schicksal auch unsere Milchstraße ereilen. ●

„Auch unsere Heimatgalaxie, die Milchstraße, wird in einigen Milliarden Jahren mit ihrer Nachbargalaxie, dem Andromedanebel, zu einer einzigen großen elliptischen Galaxie verschmelzen.“

GALACTIC CANNIBALISM

STAR WARS

EVA GREBEL

What do seemingly peaceful galaxies have to do with the brutal act of cannibalism? Astronomers find that, far from being uncommon, cannibalism is in fact the normal way in which galaxies grow. Neighbouring galaxies may interact with each other and eventually merge under the influence of gravity. Smaller galaxies merging with larger ones are gradually torn apart, forming extended streams of stars and gas, while the larger galaxies show hardly any distortions unless their interaction partner is fairly massive. In that case both galaxies will suffer major morphological changes, which may lead to spectacular images.

Heidelberg astronomers study these effects in the local part of the universe, particularly in our own Milky Way. Theoretical models tell us that massive galaxies like our own were formed through numerous mergers of smaller systems. If this is true, then these events should have left observable traces, e.g. in the form of stellar streams. The observation of such streams allows us to limit the number and time scales of potential merger events and gives us a more specific idea of the nature of the accreted progenitor galaxies. This will ultimately permit us to understand the role of galactic cannibalism as compared to other processes in the evolution of galaxies.

Small merger events can only be traced in nearby galaxies, because only they can be observed with the required resolution and contrast. Here we can use stars as fossil markers of past events. We search for stars with common properties such as similar ages, motions, and chemical composition in order to identify and characterise remnants of cannibalism. The recently launched European satellite mission Gaia, in which Heidelberg University is a key participant, will play a major role in these studies. ●

PROF. DR EVA GREBEL has been heading Heidelberg University's Astronomisches Rechen-Institut since 2007. Before coming to Heidelberg, she was director of the Astronomical Institute of Basel University in Switzerland. Prof. Grebel is the Speaker of the Collaborative Research Centre "The Milky Way System", and a member of the Heidelberg Academy of Sciences and Humanities and of the Senate of the German Research Foundation. Her special research interest is the evolution of galaxies. She has received numerous awards for her work on galactic archaeology, among them the 2009 Lautenschläger Research Award.

Contact: grebel@
ari.uni-heidelberg.de

“We can observe various stages of galactic cannibalism in space. Some galaxies show signs of a very violent past.”

Herausgeber

Universität Heidelberg
Der Rektor
Kommunikation und Marketing

Wissenschaftlicher Beirat

Prof. Dr. Peter Comba (Vorsitz)
Prof. Dr. Beatrix Busse
Prof. Dr. Wolfgang Herzog
Prof. Dr. Markus Hilgert
Prof. Dr. Dr. h. c. Paul Kirchhof
Prof. Dr. Marcus A. Koch
Prof. Dr. Carsten Könneker
Prof. Dr. Alexander Marx
Prof. Dr. Manfred G. Schmidt
Prof. Dr. Joachim Wambsganß

Redaktion

Marietta Fuhrmann-Koch
(verantwortlich)
Ute von Figura (Leitung)
Claudia Eberhard-Metzger
Adam Gristwood

Gestaltung und Reinzeichnung

KMS TEAM GmbH, München

Anzeigen

SIGNUM communication
Werbeagentur GmbH, Mannheim

Druck

ColorDruck Solutions GmbH

Auflage

6.000 Exemplare

ISSN

0035-998 X

Vertrieb

Universität Heidelberg
Kommunikation und Marketing
Grabengasse 1, 69117 Heidelberg

Tel.: +49 6221 54-19026
kum@uni-heidelberg.de

Das Magazin kann kostenlos unter
der oben genannten Adresse abon-
niert werden.

www.uni-heidelberg.de/rupertocarola



MEDIZINGESCHICHTE
DER HUNGRIGE KRIEG
VERLETZTE SEELEN
WOLFGANG UWE ECKART

76



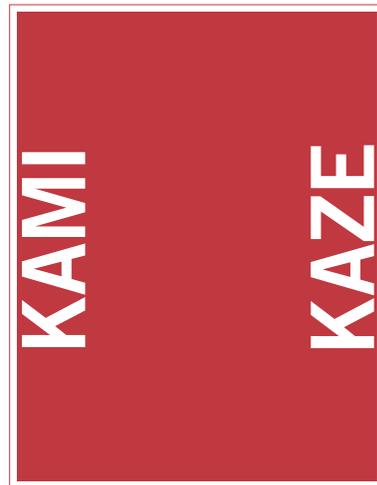
PSYCHIATRIE
ZWISCHEN ANGRIFF & SELBSTSCHUTZ
DER (AUTO)AGGRESSIVE MENSCH
SABINE C. HERPERTZ

84



IMMUNOLOGIE
WENN DAS IMMUNSYSTEM IRRT
KRIEG IM EIGENEN KÖRPER
HANNS-MARTIN LORENZ

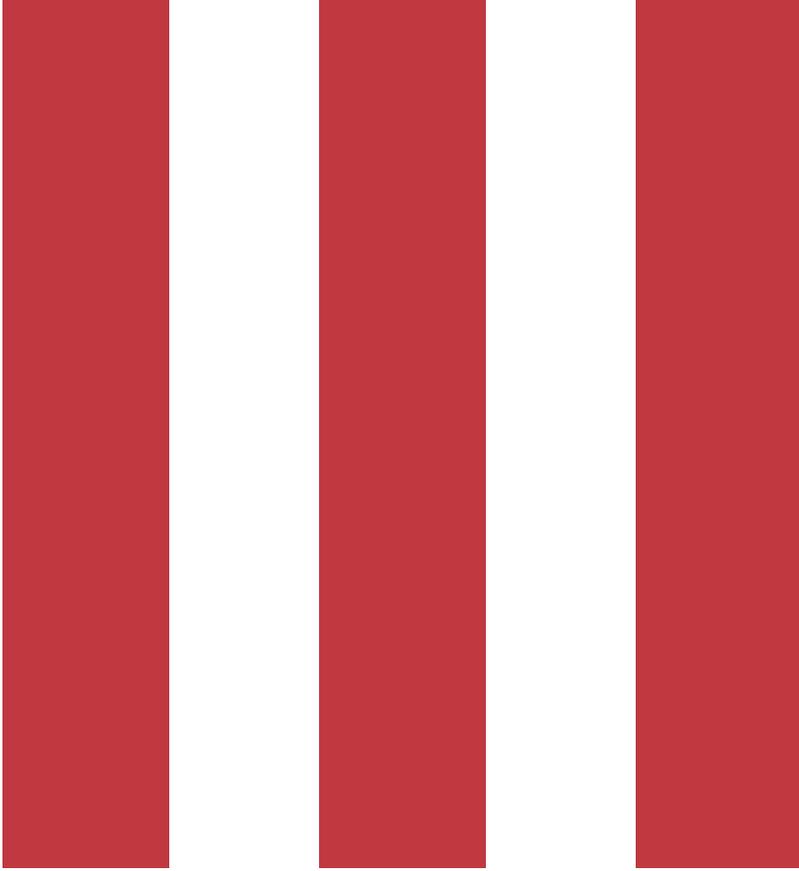
92



RELIGIONSWISSENSCHAFT
KAMIKAZE
INSZENIERTES STERBEN
INKEN PROHL

98

BLICK NACH INNEN



**DER
HUNGRIGE**

KRIEG

DER HUNGRIGE KRIEG

VERLETZTE SEELEN

WOLFGANG UWE ECKART

Der Krieg von 1914 bis 1918 forderte Hunderttausende Opfer, die dem Grauen des hoch technisierten Mordens nicht gewachsen waren und seelisch dran zerbrachen. Stigmatisiert als Kriegszitterer, Simulanten und Feiglinge trafen die Soldaten auf Ärzte, die ihnen nicht helfend zur Seite standen, sondern allein darauf bedacht waren, den Willen ihrer Patienten zu brechen, um sie erneut gefügig zu machen für das Morden an der Front.

D

„Die Ärzte halten das Sieb, in das die männliche Menschheit geschüttet wird, um Taugliche von Untauglichen zu sondern. Die Maschen dieses Siebes wurden und werden immer weiter, dass fast nichts mehr obenauf bleibt, alles durchfällt in die vielen Sammelkörbe, die der hungrige Krieg immer gefüllt haben will.“

Alfred Polgar, österreichischer Schriftsteller und Kritiker, im Jahr 1917

Der Erste Weltkrieg war der erste Maschinenkrieg in der Geschichte der Menschheit. Hoch technisiert, versehen mit einer bis dahin unbekanntem Tötungs- und Zerstörungsgewalt der Artillerie und der Maschinengewehre wurden die Schlachtfelder zu gewaltigen Fabriken des Todes. Es war der Krieg der Flammenwerfer, die sengend in die Gräben führen, der Krieg der Kampfgase und Gifte, der Krieg der Panzer, den „Eisendämonen auf Ketten“, der Zeppeline, Ballons und Jagdflieger, der Sprengbomben und Stahlpfeile, die lautlos vom Himmel fielen und Menschen „a capite ad calcem“ durchbohrten.

Inmitten der mörderischen Technik steht der Mensch, er ist Teil der Maschinerie und zerbricht seelisch an der erzwungenen Symbiose. Der Psychiater Robert Gaupp, seinerzeit Direktor der Nervenklinik in Tübingen, schrieb rückblickend im Jahr 1922:

„Die ungeheure Steigerung der Kriegstechnik, die furchtbare Zerstörungskraft der modernen Artilleriegeschosse, das Trommelfeuer, die Gasgranaten, Fliegerbomben,

Flammenwerfer und all die anderen Formen überraschender Schädigungen aus nächster Nähe und weiter Ferne haben zu einer Häufung heftigster Schreckwirkungen geführt, wie sie sicher noch kein Krieg auf der Erde gesehen hat.“

Der Tod als Maschinist

In seiner Schrift „Das Menschenschlachthaus – Bilder vom kommenden Krieg“ aus dem Jahr 1912 sah der Hamburger Reformpädagoge und Pazifist Wilhelm Lamszus (1881–1965) das grässliche maschinelle Töten voraus. In seinem Artikel beschreibt er eindrücklich das Maschinengewehr als neues Werkzeug des maschinellen Todes:

„Welch ein Wunderwerk der Technik ist solch ein Maschinengewehr! Man lässt es schnurren, und schon spritzt es Kugeln dichter als der Regen fällt. [...] Es ist, als ob der Tod die Sense auf das alte Eisen geworfen hätte, als ob er nun ein Maschinist geworden wäre. Das Korn wird nicht mehr mit der Hand gemäht. Sogar die Garben werden schon mit der Maschine gebunden – so werden sie auch unsere Millionen Leichen mit Grabmaschinen in die Erde schaufeln müssen. [...] Anstatt des Webstuhls, daran man mit den Händen schaffend saß, lässt man jetzt die großen Schwungmaschinen sausen. Einst wars der Reitertod, ein ehrlicher Soldatentod. Jetzt ist es ein Maschinentod! [...] Maschinen sind auf uns gezücht. Wir laufen ja nur gegen die Maschinen an. Und die Maschine triumphiert in unser Fleisch hinein. Und die Maschine trinkt das Blut aus unsern Adern und säuft es eimerweise aus. [...] Und doch stürmt es von hinten nach, zu Hunderten, junges, gesundes Menschenfleisch, das die Maschine schlachten wird.“

Die Wirklichkeit sollte die Bilder des Grauens, die Wilhelm Lamszus entwarf, noch weit übertreffen. Andere Autoren bagatellisierten den Krieg oder vermuteten gar, mit einer Modernisierung der Kriege würde sich zugleich deren Humanisierung vollziehen. Kriege würden immer harmloser, heißt es etwa in einem Artikel vom Oktober 1914. Mit der modernen Waffentechnik habe sich zugleich eine vorzügliche Militärmedizin entwickelt. Welch grausamer Irrtum.

Leiberfetzen in Stahlgewittern

Der Erste Weltkrieg war ein traumatisches Erlebnis für die Frontsoldaten, für ihre Körper in einem ganz unmittelbaren Sinne, vielleicht noch mehr aber für ihre Psyche. An allen Fronten des hoch technisierten Krieges gab es Menschen, die dem Inferno des Kugel- und Granathagels, dem Brüllen und Kreischen der berstenden Metallgeschosse, den Schreien der Verletzten und dem Anblick von Leiberfetzen in den Stahlgewittern Flanderns und der Argonnen oder in den Grabenkämpfen im Osten nicht mehr standhalten konnten. Viele wurden irre an dieser Situation und erlitten schwere psychische Traumatisierungen: Sie zitterten, krampften oder erbrachen sich



PROF. DR. WOLFGANG UWE ECKART wurde 1992 als Direktor des Instituts für Geschichte und Ethik der Medizin an die Universität Heidelberg berufen. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören die Medizin im europäischen Kolonialimperialismus, Medizin und Krieg sowie Medizin und auswärtige Kulturpolitik in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. Von 1996 bis 1998 war Wolfgang Uwe Eckart Präsident der Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte. 2009 wurde er zum Mitglied der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina gewählt.

Kontakt: wolfgang.eckart@histmed.uni-heidelberg.de

pausenlos, nässten ein, verstummten, vergruben sich in ihrem Innersten oder reagierten skurril.

„Kriegsneurotiker“ hieß das Schlagwort. Es traf alle, deren Psyche sich nicht mit dem Unfassbaren abfinden konnte, deren Körper schließlich den Dienst versagten angesichts der übermächtigen Gewalt. Solche Menschen galten damals als schwach. Oder man warf ihnen Simulantentum und Drückebergerei vor. Ihre Leiden wurden zu Kampfesunlust umdefiniert. Dies fügte sich gut in das seinerzeit weitverbreitete sozialdarwinistische Bild von der Vernichtung der Tüchtigsten im Kriege und dem Erhalt der Schwachen.

Im Spätsommer des Jahres 1914 schätzte der Berliner Psychiater Karl Bonhoeffer in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ die Rolle der Psychiatrie im gerade entfesselten Krieg als unmaßgeblich ein: „Die praktische Bedeutung der Psychiatrie im Kriege“, lautete sein Kommentar, „ist gering im Vergleich zu den Aufgaben der Chirurgie. [...] Von eigentlichen Kriegspsychosen zu sprechen, im Sinne einer besonderen nosologischen Einheit, ist man nicht berechtigt.“ Einschätzungen solcher Art wurden auch von anderen psychiatrischen Beobachtern der ersten Kriegswochen geteilt.

Lügen gestraft werden sollten sie spätestens nach dem Stillstand der deutschen Offensive im Westen im Kriegswinter des Jahres 1915, vor allem aber in der Phase des sich etablierenden Stellungskriegs im Westen 1916. Im Trommelfeuer der Grabenlinien breiteten sich nun „affektive Reaktionen wie Epidemien über die ganze Front aus“, wie der Trauma-Experte Peter Riedesser und der Psychologe Axel Verderber in ihrem Buch zur Geschichte der deutschen Militärpsychiatrie aus dem Jahr 1996 schreiben. Die überhandnehmenden Reaktionen der Soldaten waren der Ausdruck von durchlebten Strapazen, Todesängsten, Verwundungen, Granateinschlägen in unmittelbarer Nähe und Verschüttungen. Von den Ärzten wurden die seelischen Beeinträchtigungen in der Anfangsphase des Krieges oft noch sehr traditionell als Folgen nicht lebensbedrohlicher „organischer Verletzungen des Schädels, Rückenmarks und des Zentralnervensystems“ gedeutet, im Verlauf des Krieges aber zunehmend als neurasthenisch oder hysterisch bedingte Erscheinungsbilder interpretiert.

Tod als Erlösung

Dramatisch waren die seelischen Auswirkungen oft bei den Überlebenden von Verschüttungen. Der beratende Chirurg des VII. Armeekorps an der Westfront bei Verdun aber schrieb, „das Gros“ der Verschüttungskranken stellten „die Nervenversager“, die er wie folgt beschreibt: „Wir beobachten das immer wiederkehrende Bild der Neurasthenie: [...] den ganzen Körper ergreifende Zitter-

„Der Erste Weltkrieg war ein traumatisches Erlebnis für die Frontsoldaten, für ihre Körper, vielleicht noch mehr aber für ihre Psyche.“

bewegungen; in schwereren Fällen außerdem Krämpfe; Lähmungen eines oder mehrerer Glieder mit oder ohne Gefühls lähmung; Reizzustände einer Körperhälfte oder bestimmter Muskelgruppen; Blasenstörungen; Herabsetzung des Hörvermögens, besonders für bestimmte Geräusche; Taubheit; Stummheit; flüsternde, stotternde Sprache und in vereinzelter Fällen auch Seh-, Geruchs- und Geschmacksstörungen.“

Die psychischen Zusammenbrüche der Soldaten scheinen sich meist in Belastungssituationen des Fronteinsatzes vorzubereiten, die als besonders anstrengend empfunden wurden. Feldpostbriefe belegen diesen Eindruck. Der aus Bremen stammende Maurer Robert Pöhland schrieb beispielsweise am 18. Oktober 1916 „aus Frankreich“ (den Frontabschnitt durfte er nicht nennen) an seine Frau Anna:

„Meine inniggeliebte teure Frau! Nun befinde ich mich aber wirklich in der Hölle. Weiß gar nicht, wo ich zuerst bei anfangen soll. Hatte mirs gewiss schon schlecht genug vorgestellt, aber so schlecht nicht im Traum. Gestern Abend 7 Uhr ging es in stockfinsterer Nacht und bei Regenwetter, bepackt mit dem sog. ‚Sturmgepäck‘ und Stahlhelm auf dem Kopf, hinein ins Verderben. Wir hatten 2 ½ Stunde zu marschieren durch Schlamm und Dreck, über Stock und Stein. [...] Ich fror wie ein Hund. [...] Schließlich hieß es, es seien für uns ‚Quartiere‘ frei. Aber es ist ein unter dem Friedhof vorgetriebener Stollen, der 1,70 m hoch und 1,15 m breit ist. Schlafen müssen wir im Sitzen. Wir sitzen Mann an Mann. Man müsste schon zusehen, dass man ins Zuchthaus käme, damit man wieder menschliche Zustände finden könnte. Dieses Grauen ist überhaupt nicht zu beschreiben. Dabei heulen ununterbrochen die Granaten über einem weg. [...] Jetzt wünschte ich mir wahrhaftig den Erlöser Tod herbei.“

Es war einer der letzten Briefe, die der 39-jährige Soldat von der Westfront an seine Frau schrieb. Der letzte Brief, datiert mit dem 21. Oktober 1916, endet mit den Worten: „Ach, was ist das hier für ein Elend.“ Am selben Tag fiel Robert Pöhland. Einen Tag zuvor hatte er, geschüttelt von krampfartigen Durchfällen, die „Pesthöhle“ unter dem Friedhof verlassen und den Arzt aufsuchen dürfen, der ihn aber als Simulanten bezeichnete und nicht behandelte.

Ein weiteres Zeugnis stammt von Franz Müller, Schützen-grabensoldat aus Berlin. Er schrieb am 21. Januar 1915 aus einem Lazarett im Westen:

„Durch die große Überanstrengung besonders der letzten 3 Tage, bei denen unser Schützengraben von der feindl. Artillerie förmlich umgewühlt worden ist, habe ich mir eine Nervenkrankheit zugezogen, sodaß ich am 8. November [...] zurückgeschafft wurde. [...] Nur wenige Stunden bin ich tagsüber auf, denn diese verflixte Krankheit hat sich

auf meine unschuldigen Beine gelegt, sodass ich durch Schmerzen und Lähmung an den Beinen u. rechten Arm an meinem Fortkommen behindert bin. Man stelle sich den 92-kg-Recken zwischen Betten, Stühlen u. Tischen mühsam weiterkrebend vor. Der reine Hohn!“

Der Unterarzt Wilhelm Puhl kam im November 1916 in ein Etappenlazarett. Am 17. November 1916 berichtet er von dort:

„Ich glaube, es sind weniger die Anstrengungen, als all das Grauenhafte, das ich in den letzten Monaten erlebt habe, was meine Gesundheit so erschüttert hat. Es kommt mir ganz unfassbar vor, wie die Menschheit sich so in gegenseitigem Massenmord zerfleischen kann. Ich kann mich nicht rühmen, jemals besonders widerstandsfähig gewesen zu sein gegen das Widerwärtige und Grauenhafte, aber jetzt ist es ganz damit zu Ende. Ich bin gar so müde und matt, möchte am liebsten einschlafen und nicht wieder aufwachen, ehe Friede im Lande ist, oder gar nicht.“

Ebenso schlecht ging es dem Vizefeldwebel Fritz Fabri (Name geändert), 1896 geboren, vor dem Krieg Ingenieurstudent. Der durchaus „gesunde Kerl“ erlitt am 6. September 1916 einen Nervenschock nach einem Granateinschlag und klagte seither über Schmerzen in allen Muskeln, über erregte Herzaktivität und Fassungslosigkeit, besonders bei Anstrengungen und Aufregungen. Nach einem wochenlangen Aufenthalt im Lazarett in Heidelberg lautete die Diagnose: Hysterie.

Therapien gegen „Willensschwäche“

Die Themen „Kriegsneurose“, „Granatschock“ und „Kriegshysterie“ beherrschten die deutsche Psychiatrie der Kriegsjahre. Niemals aber wurden die Kriegspsychiatern zu Verbündeten ihrer Patienten. Sie blieben immer nur die Aufklärer vermeintlicher „Simulation“ und „Willensschwäche“ und erwiesen sich damit regelmäßig als Feinde der ihnen Schutzbefohlenen. Simulanten zu entlarven, Kriegsgegner zu erkennen, ihren Unwillen zu brechen, ihren Willen aber für das Morden gefügig zu machen – dies war das politische Behandlungsziel jener Zeit. So pervers das Ziel, so pervertiert waren die „therapeutischen“ Instrumente der Psychiater: elektrische Stromstöße als Überrumpelungsmaßnahme, das stundenlange Anwenden schmerzhaftester elektrischer Sinusströme (die sogenannte Kaufmann-Kur), die Nötigung, Erbrochenes zu schlucken, Röntgenbestrahlungen in Dunkelkammern, wochenlange Isolationsfolter, die Provokation von Erstickungstodesangst durch Kehlkopfsonden, hinterhältig inszenierte Scheinoperationen in Äthernarkose, von den Betroffenen empfunden wie Hinrichtungen. Seelisch gebrochene Menschen blieben zurück – sofern sie nicht schon zuvor aus Gründen der Abschreckung direkt in die Trommelfeuer zurückgeschickt worden

WOUNDED SOULS

THE HUNGRY WAR

WOLFGANG UWE ECKART

The dilemma of wartime medicine is a terrible one. Medical practitioners save lives and heal the wounded, only to have their patients sent from the sickbed straight back into battle. In the Great War of 1914–1918, this held especially true for psychiatrists. They were confronted with hundreds of thousands of victims that could simply not face up to the atrocities of highly mechanised murder and suffered a total mental and emotional collapse. Stigmatised as hysterics, weaklings and unpatriotic cowards or accused of feigning their condition, these soldiers were treated by doctors who, instead of offering help and support, were intent on breaking their will and getting them back to the front as soon as possible.

The militant, even violent methods employed by German wartime psychiatrists to “cure” their patients were characteristic of the entire bandwidth of treatments for wartime neuroses. Ambushing patients with electric shocks, forcing them to eat vomit, X-ray treatments in darkrooms, weeks of torture by isolation, using laryngeal probes to provoke mortal fear of asphyxiation – these were the cruel “therapies” administered by wartime psychiatrists. The “war within the war” was based on the belief that the actual psychological deficit was nearly always accompanied by an “ethical deficiency”, “anti-social tendencies” or a willingness to malingering. Severe war neuroses were thus regarded as functional and largely self-inflicted dysfunctions. This attitude left countless mentally and emotionally broken soldiers in its wake – unless they were used as a deterrent and sent back into the barrage, from which they would not return. ●

PROF. DR WOLFGANG UWE ECKART holds the chair of Medical History at Heidelberg University. He joined the University in 1992 and now heads the Institute for Medical History and Ethics. His research focuses on medicine during the era of European colonial imperialism, medicine and war, and medicine and foreign cultural policy during the Weimar Republic and the National Socialist era. From 1996 to 1998, Eckart served as president of the History of Science Society. In 2009, he was elected a member of the German National Academy of Sciences (Leopoldina).

Contact: wolfgang.eckart@histmed.uni-heidelberg.de

“All those whose soul could not bear the inconceivable, whose bodies failed in the face of overwhelming violence, were seen as weaklings. They were accused of malingering and cowardice, and their suffering was interpreted as an unwillingness to fight.”

waren. Neue „Kriegsverwendungsfähigkeit“ konnte freilich in den wenigsten Fällen erreicht werden; allenfalls „Arbeitsfähigkeit“ für die rückwärtigen Munitionsbetriebe war meist das Resultat.

Die Methoden, mit denen Kriegsneurosen „geheilt“ werden sollten, trafen oft gerade die sensibelsten Menschen, wie das Schicksal des Wehrmannes Ludwig Breslau (Name geändert), Landwirt aus Offenburg, zeigt. Er wurde am 18. September 1917 in die Psychiatrische Universitätsklinik Heidelberg aufgenommen. Dort war während des gesamten Krieges das Reserve-lazarett XVI unterbracht, das als Durchgangslazarett überwiegend Soldaten von der lothringischen Front in Behandlungslazarette überführte. Auf dem Krankenblatt von Ludwig Breslau findet sich der Eintrag „Hysterische Klagen nach Schreckneurose infolge von Verschüttung“. Am 13. Juli 1916 war der 40-Jährige in seinem Unterstand bei Fleurs/Cambrai verschüttet worden. Nach einem Lazarettaufenthalt in Cambrai wurde er zunächst wieder kriegsverwendungsfähig geschrieben und einem Ersatzbataillon zugewiesen. Anschließend erfolgte, auf Anforderung des Forstamtes Gengenbach, die Beurlaubung nach Hause. Ludwig Breslau aber klagt anhaltend über zitternde Hände, über ein Versagen der Beine und der linken Hand und Atemnot bei Anstrengungen. Nichts sei „bei ihm mehr so, wie vor der Verschüttung“. Auf das Verständnis der Heidelberger Ärzte indes durfte Ludwig Breslau nicht hoffen. Auf „energischen Vorhalt“ hin habe Breslau schließlich zugegeben, dass sich seine Beschwerden zwischenzeitlich gebessert hätten. Im ärztlichen „Schlussurteil“ lautete der Befund denn auch „Beschwerden ohne jeden objektiven Befund“. Zweifelloso liege erhebliche Übertreibung vor, es bedürfe nur einer „suggestiven Behandlung“, welche die Dienstfähigkeit von Ludwig Breslau rasch wieder herstellen dürfte.

Das Bestreben der deutschen Kriegspsychiater, während eines regelrechten Kampfes mit den Patienten deren „Heilung“ herbeizuführen, ist charakteristisch für das gesamte große Spektrum der unterschiedlichen Therapieformen. Dem „Krieg im Kriege“ lag die Vorstellung zugrunde, dass der eigentliche seelische Defekt nahezu immer begleitet werde von „ethischer Minderwertigkeit“, von „antisozialer Neigung“ oder dem Willen zur „Simulation“. Die starke Tendenz, kriegsneurotische Patienten zu kriminalisieren, wurde komplettiert durch die Versuche der Ärzte, die Objekte ihrer Therapieversuche zu infantilisieren: Wie ein „trotzköpfiges Kind“ mit strenger, aber wohlwollender Hand zur Vernunft gebracht werde, so habe der Therapeut seine Überlegenheit zu signalisieren. Der Hamburger Psychiater Max Nonne empfahl beispielsweise, den Patienten „stets ganz nackt ausziehen“ zu lassen. Dadurch, begründete der Arzt, erhöhe sich „das Gefühl der Abhängigkeit bzw. der Hilflosigkeit“.

Die Kriegsnervenheilkunde, so sollte deutlich werden, befand sich während des Ersten Weltkrieges in einem paradoxen Dilemma: Einerseits versuchte sie mit ihren erfolgreichen somatischen Schwesterdisziplinen therapeutisch Schritt zu halten, koste es, was es wolle; andererseits – im Falle der Kriegsneurosen – wies sie die das somatische Paradigma zurück und ordnete die schwere Kriegsneurose als funktionelle und über weite Strecken willensdeterminierte Störung ein. ●

**„Dieses Grauen
ist überhaupt nicht
zu beschreiben.
Jetzt wünschte ich mir
wahrhaftig den
Erlöser Tod herbei.“**

Robert Pöhlend, Oktober 1916

ZWISCHEN

ANGRIFF &
SELBSTSCHUTZ

ZWISCHEN ANGRIFF & SELBSTSCHUTZ

DER (AUTO)AGGRESSIVE MENSCH

SABINE C. HERPERTZ

Mit modernen bildgebenden Verfahren können die Forscher dem Gehirn heute beim Denken zusehen. Auch Verhaltensweisen, etwa Aggressivität, lassen sich mit den Momentaufnahmen der Gehirnaktivität nachvollziehen. Heidelberger Forscher nutzen das Verfahren, um in die Gehirne von Menschen zu schauen, die unter Persönlichkeitsstörungen leiden und zu gewalttätigem Verhalten neigen. Dabei haben sie erstaunliche Auffälligkeiten entdeckt.

W

Was treibt Menschen in ein aggressives, gewalttätiges Verhalten? Die Motive dafür können sehr unterschiedlich sein: Da ist einerseits ein unbedingter Wille, sich durchzusetzen, sich zu bereichern oder etwas zu besitzen; andererseits ist es die Furcht vor Bedrohung, Zurückweisung und Entwertung. Je nach Motivlage unterscheidet man die instrumentelle von der reaktiven Aggressivität. Die instrumentelle Aggressivität ist planerisch und verfolgt bestimmte Ziele, die reaktive Aggressivität hingegen zeigt sich oft im Kontext sozialer Bedrohung und ist gepaart mit Angst und Wut. Unsere Forschungsarbeiten im Zentrum für Psychosoziale Medizin der Universität Heidelberg beschäftigen sich mit Persönlichkeitsmerkmalen für aggressives Verhalten und mit unterschiedlichen Typen von Persönlichkeitsstörungen, die mit Aggressivität einhergehen. Dazu untersuchen wir Menschen mit schweren Persönlichkeitsstörungen, die in besonders typischer Weise instrumentell-aggressives Verhalten zeigen. Ebenso interessieren wir uns für Menschen, die an einer sogenannten Borderline-Persönlichkeitsstörung erkrankt sind und wegen Gewalttaten im Zustand der realen oder vermeintlichen Bedrohung auffällig geworden sind.

Aufschlussreicher Blick in das Gehirn

Die Untersuchung des Gehirns mit modernen bildgebenden Verfahren wie der Magnetresonanztomographie hat in den vergangenen Jahren wichtige Hinweise zu den Mechanismen erbracht, die aggressivem Verhalten zugrunde liegen. Die Untersuchungen erlauben es, aggressive Verhaltensweisen und ihre Korrelate im Gehirn unmittelbar zu beobachten. Von solchen Studien wissen wir beispielsweise, dass Menschen mit schweren Persönlichkeitsstörungen, sogenannte Psychopathen, übermäßig darauf konzentriert sind, ein einmal gefasstes Ziel zu erreichen. Wenn sich die äußeren Umstände ändern, passen sie ihre Ziele nicht an die veränderten Bedingungen an. Auch Hinweise, die eine Bestrafung ankündigen, beachten sie nicht. Dieses Verhalten geht einher mit einer geringeren Aktivität bestimmter Areale der Großhirnrinde, die nahelegen, dass die betroffenen Menschen ihre Entscheidungen nicht am eigenen Erfahrungsschatz orientieren und deshalb aus Erfahrungen wie sozialer Missbilligung oder Bestrafung keine Konsequenzen für ihr zukünftiges Verhalten ziehen können. Ihr egozentrischer, unflexibler Verhaltensstil macht sie anfällig

für Frustrationen. Diese Frustrationen können – neben dem geplant aggressiven Verhalten – bisweilen auch reaktiv zu Gewaltausbrüchen gegenüber denjenigen führen, die als Quelle ihrer Frustration ausgemacht werden, beispielsweise Menschen, die sich dem Erreichen ihrer Ziele in den Weg stellen.

In Heidelberg beschäftigen wir uns unter anderem mit der emotionalen Distanziertheit von Menschen mit schweren Persönlichkeitsstörungen: Dem Leiden anderer Menschen messen sie keine Bedeutung bei, oder sie beachten es gar nicht. Konfrontiert man die Betroffenen im Experiment mit Abbildungen, die das Leiden anderer Menschen zeigen, lässt sich eine Unteraktivierung derjenigen Hirnnetzwerke feststellen, die bei gesunden Versuchspersonen im Zustand emotionaler Anteilnahme und Empathie aktiv sind.

In jüngeren Studien haben wir erstmals systematisch Straftäter vom Typ des Psychopathen mit Straftätern verglichen, die an einer Borderline-Persönlichkeitsstörung leiden und bei hoher Emotionalität zu reaktiver Aggressivität neigen. Während der Untersuchung des Gehirns mit bildgebenden Verfahren konnten wir strukturelle Unterschiede in den Gehirnen beider Personengruppen feststellen: Bei den Straftätern, die dem Typus des Psychopathen entsprechen, fanden wir ein vermindertes Volumen von Hirnarealen, die an selbstreflektiven kognitiven Prozessen beteiligt sind. Volumenminderungen ließen sich auch in Hirnarealen feststellen, die daran teilhaben, Emotionen anderer Menschen zu erkennen. Anders bei den Straftätern mit einer Borderline-Persönlichkeitsstörung: Bei ihnen zeigten sich strukturelle Auffälligkeiten in Hirnnetzwerken, die für die Affektregulation und Impulskontrolle zuständig sind. Solche Befunde dürfen nicht kausal vereinfachend interpretiert werden. Dennoch werfen sie Fragen auf, die künftig gesellschaftlich breiter diskutiert werden sollten – bis hin zu juristischen Kategorien wie Steuerungs- und Schuldfähigkeit.

Krieg gegen sich selbst

Selbstmordversuche und Selbstverletzungen sind typische Merkmale, die Frauen mit einer Borderline-Persönlichkeitsstörung in die psychiatrische oder psychotherapeutische Behandlung bringen. Die Betroffenen setzen das selbstverletzende Verhalten ein, um ihre Affekte zu dämpfen und quälende Spannungszustände zu lösen. Spezielle Psychotherapien können den Frauen helfen. Männer mit dieser psychischen Störung erfahren hingegen selten Hilfe. Sie fallen weniger durch selbstzerstörerisches Handeln als durch gewalttätiges Verhalten auf und werden deshalb häufig straffällig. Unsere Hypothese ist, dass sowohl die Auto- wie die Fremdaggression der Affektsteuerung dient. Dieser Überlegung gehen wir derzeit in der „Klinischen Forschergruppe 256“ gemeinsam mit dem Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim nach.



PROF. DR. SABINE C. HERPERTZ studierte Medizin in Bonn, wurde in Frankfurt promoviert und habilitierte sich an der RWTH Aachen in Psychiatrie und Psychotherapie. Sie bekleidete zwischen 2002 und 2003 eine Professur für Experimentelle Psychopathologie an der RWTH Aachen, bevor sie von 2003 bis 2009 den Lehrstuhl für Psychiatrie und Psychotherapie an der Universität Rostock übernahm. Seit September 2009 ist sie Lehrstuhlinhaberin für Allgemeine Psychiatrie an der Universität Heidelberg und ärztliche Direktorin der gleichnamigen Klinik am Zentrum für Psychosoziale Medizin. Ihr Forschungsschwerpunkt ist die Erforschung der Wechselwirkungen zwischen Emotionen und sozialen Funktionen bei Gesunden und Patienten mit Persönlichkeitsstörungen mittels experimenteller Psychopathologie und neurowissenschaftlichen Methoden.

Kontakt: sabine.herpertz@uni-heidelberg.de

Von zahlreichen Studien der letzten zehn Jahre wissen wir, dass Menschen mit einer Borderline-Persönlichkeitsstörung andere Menschen als nicht vertrauenswürdig, als bedrohlich und zurückweisend erleben. Unsere eigenen Forschungsarbeiten haben deutlich gemacht, dass bei Borderline-Patienten bereits basale psychologische Mechanismen – etwa die visuelle Wahrnehmung von Gesichtsausdrücken – von denen gesunder Menschen abweichen: Borderline-Patienten nehmen etwa negative Mimik übermäßig wahr und interpretieren mehrdeutige Gesichtsausdrücke einseitig als feindselig und ärgerlich. Analysiert man ihr Blickverhalten, also die Art, wie sie die Gesichtszüge ihres Gegenübers visuell abtasten, zeigt sich, dass die Patienten bevorzugt diejenigen Details beobachten, die auf Bedrohung hinweisen könnten, etwa die Augenregion ärgerlicher Gesichtsausdrücke. Negative soziale Informationen werden von Menschen mit einer Borderline-Persönlichkeitsstörung aufmerksamer wahrgenommen als positive Informationen. Die negativen Informationen erwecken und binden ihre Aufmerksamkeit und lassen positive Objekte in den Hintergrund treten.

Die Untersuchung des Gehirns mit der funktionellen Magnetresonanztomographie ergab, dass Borderline-Patienten negative – oft auch schon neutrale soziale Reize – mit einer erhöhten Aktivität des Mandelkerns beantworten. Der Mandelkern ist eine entwicklungsgeschichtlich alte, während der Embryonalentwicklung sehr früh ausreifende Hirnstruktur. Sie ist wesentlich am Entstehen und Bewerten von Emotionen beteiligt. Ebenso wichtig ist der Mandelkern für das Erkennen von Gefahren oder das allgemeine Einschätzen von Reizen. Bei Borderline-Patienten, das konnten wir während unserer Untersuchungen zeigen, reagiert der Mandelkern hypersensitiv. Darüber hinaus wird er nicht ausreichend von Arealen des Vorderhirns gesteuert – bei gesunden Menschen spielen der Mandelkern und die Vorderhirnareale strukturell und funktionell eng zusammen. So wird verständlich, warum es bei der sozialen Interaktion mit Borderline-Patienten leicht zu fatalen Missverständnissen kommen kann. Ihre Aufmerksamkeit richtet sich selektiv auf alles potenziell Negative und Bedrohliche. Das macht sich, wie wir kürzlich herausfanden, beispielsweise an der Augenregion ärgerlicher Gesichtsausdrücke fest. Erschwerend wirkt sich aus, dass eine Bedrohung nicht wie bei gesunden Menschen gemieden wird, sondern mit Annäherung, nicht selten auch mit Angriff beantwortet wird.

Weist man Borderline-Patienten an, sich mit Rechenaufgaben von der emotionalen Wirkung von Bildern abzulenken, sinkt die Aktivität ihres Mandelkerns nicht ab – bei gesunden Menschen ist das der Fall. Die Patienten können ihre negativen Emotionen auch nicht dadurch beruhigen, dass sie einen negativen Reiz umdeuten. Zeigt man einem Borderline-Patienten beispielsweise ein schreckliches Bild

„Die Untersuchung des Gehirns mit modernen bildgebenden Verfahren trägt zu einem besseren Verständnis von Aggressivität bei.“

und fordert ihn dazu auf, sich vorzustellen, das Bild sei der Ausschnitt eines Kinofilms – entstamme also nicht der Realität –, kommt es verglichen mit gesunden Menschen zu keiner oder nur zu einer geringen Aktivierung gefühlsteuernder Hirnareale.

Der Einfluss der Hormone

Auch Hormone beeinflussen die Aggressivität. Testosteron, zeigen Studien, senkt die Sensibilität gegenüber sozialer Bestrafung und begünstigt dadurch Aggressivität. Das Hormon Cortisol hingegen hemmt die reaktive Aggressivität und erhöht die funktionelle Kopplung zwischen Vorderhirn und Mandelkern.

Derzeit untersuchen wir, welchen Einfluss das Hormon Oxytocin auf die reaktive Aggressivität hat. Oxytocin ist in das Blickfeld der Aggressionsforschung geraten, weil es die Verarbeitung positiver sozialer Reize begünstigt, das Stresserleben vermindert und das Vertrauen in andere Menschen erhöht. Kürzlich konnten wir zeigen, dass Borderline-Patientinnen bedrohliche Gesichter weniger fixieren, wenn ihnen zuvor Oxytocin verabreicht worden ist. Dieses Verhalten hilft, aggressive Auseinandersetzungen zu vermeiden. Es geht einher mit einer geringeren Aktivität im Mandelkern. Oxytocin erniedrigt auch die emotionale Überempfindlichkeit auf soziale Reize. Derzeit untersuchen wir in einem europäischen Forschungsverbund, ob Oxytocin ähnliche Wirkungen bei jungen Frauen und Männern mit fremdaggressivem Verhalten entfalten kann. Diese Forschungsarbeiten eröffnen möglicherweise neue pharmakologische Einflussmöglichkeiten, deren klinische Anwendbarkeit in den nächsten Jahren zu prüfen ist.

Teufelskreis der Gewalt

In der Klinik für Psychiatrie der Universität Heidelberg behandeln wir häufig aggressive Menschen, die sowohl Täter als auch Opfer sind. Als Kinder waren sie oft schweren Traumatisierungen ausgesetzt, etwa emotionaler Vernachlässigung, körperlichen Misshandlungen und sexuellem Missbrauch. In Wechselwirkung mit bestimmten Genvarianten haben diese Menschen ein deutlich höheres Risiko, bereits im Kindesalter ein gestörtes Sozialverhalten zu entwickeln. Als Erwachsene ist ihr Risiko erhöht, ein anhaltend aggressives Verhalten im Rahmen einer Antisozialen- oder einer Borderline-Persönlichkeitsstörung zu entwickeln. Menschen mit frühen Traumata tragen zudem ein hohes Risiko für eine geringe Stresstoleranz sowie eine mangelhafte Emotions- und Impulssteuerung. Sehr bedeutsam ist, dass das Risiko dieser Menschen, auch ihre eigenen Kinder zu traumatisieren, um 20 bis 30 Prozent erhöht ist. Diesen Teufelskreis der Traumatisierung, der über Generationen hinwegreicht, untersuchen wir derzeit in einem vom Bundesministerium für Bildung und Forschung

Erforschung der Borderline-Störung

Die „Klinische Forschergruppe 256“ hat es sich zum Ziel gesetzt, die Mechanismen der gestörten Emotionsregulation bei Patienten mit Borderline-Persönlichkeitsstörung aufzuklären und neue Therapieansätze zu erforschen. Betroffene leiden unter heftigen Gefühlsschwankungen und haben Schwierigkeiten, ihre Emotionen zu kontrollieren. Typische Folgen der Erkrankung sind Selbstverletzungen sowie Störungen der sozialen Interaktion mit hohem Konfliktpotenzial. Zur Verbesserung des Krankheitsverständnisses und der Therapie wendet die Klinische Forschergruppe moderne experimentelle Ansätze an. Mit bildgebenden Verfahren wie der Magnetresonanztomographie untersuchen die Heidelberger Psychiater beispielsweise, welche Gehirnareale bei Borderline-Patienten während der Imagination aggressiver zwischenmenschlicher Auseinandersetzungen aktiv sind.

An der Forschergruppe sind Wissenschaftler des Universitätsklinikums Heidelberg und des Zentralinstituts für Seelische Gesundheit in Mannheim (ZI) beteiligt. Sie bringen verschiedene Fachkompetenzen zusammen: die klinische Kenntnis der Borderline-Persönlichkeitsstörung bei Erwachsenen und Jugendlichen sowie Fachkompetenzen in Neuropsychologie, Bildgebung, Genetik und translationaler Neurowissenschaft. Gefördert wird die Gruppe seit 2012 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft für einen Zeitraum von drei Jahren. Sprecher ist Prof. Dr. Martin Bohus vom ZI, Co-Sprecherin Prof. Dr. Sabine C. Herpertz vom Universitätsklinikum Heidelberg.

www.kfo256.de

Kreislauf der Misshandlung

Bisherige Forschungsergebnisse sowie Erfahrungsberichte von Klinikern weisen darauf hin, dass Mütter mit Missbrauchs- und Vernachlässigungserfahrungen in ihrer Kindheit nicht selten auch ihre eigenen Kinder misshandeln oder vernachlässigen. Das Verbundprojekt „Understanding and Breaking the Intergenerational Cycle of Abuse“ (UBICA) erforscht die umweltbedingten und neurobiologischen Mechanismen dieses „Kreislaufs der Misshandlung“ und prüft die Wirksamkeit verschiedener Interventionen, die den Kreislauf durchbrechen könnten. Neben dem Universitätsklinikum Heidelberg sind an dem vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Projekt auch die Berliner Charité, das Universitätsklinikum Aachen und die Universität Magdeburg beteiligt. Sprecher des Verbundes ist der Heidelberger Kinder- und Jugendpsychiater Prof. Dr. Romuald Brunner.

Die Heidelberger Wissenschaftler untersuchen insbesondere, wie sich traumatische Erfahrungen in der Kindheit von Müttern auf die Sensitivität gegenüber ihrem Kind auswirken und inwiefern diese Erfahrungen die Fähigkeit zur Emotionsregulation beeinflussen. Sie erheben das Interaktionsverhalten der Mütter zu ihren Kindern, aber auch traumabedingte Veränderungen in Hirnnetzwerken, die an mütterlichem Einfühlungsvermögen und Emotionsregulation beteiligt sind. Zudem analysieren die Forscher die Auswirkungen mütterlicher früher Stresserfahrungen auf das kindliche Wohlergehen. Für Mütter mit Interaktionsproblemen wenden sie ein Interventionsprogramm an und prüfen, wie wirksam dieses ist.

www.ubica.de

geförderten Forschungsverbund namens „Understanding and Breaking the Intergenerational Cycle of Abuse“.

Mit der funktionellen Magnetresonanztomographie erkunden wir beispielsweise, wie sich die frühe Traumatisierung von Müttern auf Hirnnetzwerke auswirkt, die im Zusammenhang mit emotionaler Sensitivität gegenüber dem eigenen Kind aktiviert werden. Auch Hirnnetzwerke, die die Emotionssteuerung vermitteln, werden mit bildgebenden Verfahren untersucht. Dazu werden die Mütter von uns instruiert, sich einen alltäglichen Konflikt mit ihrem Kind vorzustellen. Mit der Bildgebung schauen wir uns gleichzeitig an, ob die zuständigen Areale des Vorderhirns eine adäquate Kontrolle, beispielsweise über den Mandelkern, ausüben. Vieles weist darauf hin, dass frühkindliche Traumata – im Wechselspiel mit genetischen Faktoren – zu einer extremen Sensibilität gegenüber Stress führen, die

das ganze Leben anhält. Kürzlich konnten wir bei Borderline-Patienten verminderte Konzentrationen körpereigener Cannabinoide identifizieren – auch dies könnte von Bedeutung für das multikonditionale Geschehen sein, das es den Menschen erschwert, Traumata zu verarbeiten, und die Gefahr erhöht, dass sie die eigene Traumatisierung an die nächste Generation weitergeben.

Das Ziel unserer Forschung ist es, genauer zu verstehen, warum Menschen aggressives Verhalten zeigen. Wir wollen darüber hinaus Untergruppen von Patienten identifizieren, um ihnen gezielt psychotherapeutische und pharmakologische Behandlungen anbieten zu können. Zudem hoffen wir, dass unsere Forschung dazu führen wird, Biomarker zu identifizieren, mit denen sich Persönlichkeitsstörungen früher und zuverlässiger diagnostizieren lassen und die den Weg zu einer wirkungsvollen, weil spezifischen Therapie eröffnen. Darüber hinaus kann unsere Forschung helfen zu verstehen, wie Psychotherapie wirkt und wie ihre Techniken gestaltet sein müssen, um die identifizierten Störungsmechanismen optimal zu beeinflussen. ●

„Oft sind aggressive Menschen sowohl Täter als auch Opfer.“

HUMAN (AUTO)AGGRESSION

BETWEEN ATTACK AND SELF-PROTECTION

SABINE C. HERPERTZ

Psychiatrists differentiate between two forms of aggressive behaviour: instrumental proactive aggression that pursues specific aims, and reactive aggressive behaviour in response to real or perceived social threat. The former is typical for patients with severe antisocial personality disorders, also known as psychopaths, the latter occurs in patients with a borderline personality disorder.

Recent neuroscientific studies, particularly those involving cerebral neuroimaging, have collected important information on the mechanisms underlying both types of aggressive behaviour. The data indicate that psychopaths, for example, hyper-focus on goal achievement and fail to reallocate attention away from goal-relevant tasks to new significant, e.g. adaptive, cues. A reduced level of activity in the ventromedial prefrontal cortex suggests that decision-making is not based on previous experiences, compromising the person's ability to learn from social disapproval and punishment. However, individuals with a borderline personality show hypersensitive activity of the amygdala, a brain structure that is involved in the evaluation of emotions or, more generally, in the attribution of salience to stimuli. Its attention is directed selectively to anything that is potentially negative and threatening.

The objective of the Heidelberg researchers is to better understand why people display aggressive behaviour. Moreover, we want to identify subgroups of patients in order to offer them specific psychotherapeutic and pharmacological treatment. We also hope to eventually find biomarkers that will permit an earlier and more reliable diagnosis of personality disorders and pave the way for a more specific, and hence more effective, use of drugs in the patients' therapy. ●

PROF. DR SABINE C. HERPERTZ studied medicine in Bonn, then went on to earn her PhD in Frankfurt and her teaching credentials in psychiatry and psychotherapy at RWTH Aachen. She held the chair of experimental psychopathology at RWTH Aachen from 2002 to 2003 before accepting the chair of psychiatry and psychotherapy at Rostock University in 2003. In September of 2009, she became professor of general psychiatry at Heidelberg University and medical director of the Department of General Psychiatry at the Centre for Psychosocial Medicine. Her research focuses on investigating the correlation between emotions and social functions in healthy subjects and those with personality disorders by means of experimental psychopathology and neuroscientific methods.

Contact: sabine.herpertz@uni-heidelberg.de

“Aggressive behaviour can be caused by selfish motives like power and greed, but also by fear, such as fear of rejection or devaluation.”

**WENN DAS
IMMUNSYSTEM**

IRRT

WENN DAS IMMUNSYSTEM IRRT

KRIEG IM EIGENEN KÖRPER

HANNS-MARTIN LORENZ

Das Immunsystem ist eine mächtige Institution. Ohne die Strategen der Abwehr würden wir rasch dem allgegenwärtigen Heer krank machender Mikroben zum Opfer fallen. Unfehlbar ist das Immunsystem jedoch nicht: Manchmal kann es sogar vorkommen, dass es seine Waffen gegen den eigenen Körper richtet. Schwere Krankheiten sind die Folge. Wie und warum es zu solchen „Autoimmunerkrankungen“ kommt, ist noch weitgehend unbekannt. Wenn aber erst die molekularen Details verstanden sind, so die Hoffnung der Wissenschaftler, besteht die Chance auf eine bessere Therapie, womöglich sogar auf Heilung.

D

Das Immunsystem schläft nie. Es muss die allgegenwärtigen Krankheitserreger abwehren, die in den Körper einzudringen versuchen; es muss die Heerschar der in und mit uns lebenden Bakterien – mehr als der menschliche Körper Zellen hat – im Zaum halten und körpereigene Zellen, die sich verändert haben und zu Krebs heranwuchern könnten, erkennen und zerstören. Zum Aufgabenspektrum des Immunsystems zählt es auch, sich selbst zu kontrollieren und konsequent alle Immunzellen ausschalten, die sich gegen gesunde Zellen, Gewebe und Organe des Körpers richten. Gelingt ihm diese Kontrolle nicht, können schwere Krankheiten die Folge sein. Sie werden Autoimmunkrankheiten

genannt (griechisch autos = selbst). Die Immunzellen führen dann gleichsam Krieg gegen den eigenen Körper.

Ein Beispiel für eine Autoimmunkrankheit ist der „Lupus erythematoses“, auch Schmetterlingsflechte genannt. Zumeist erkranken daran jüngere Frauen. Sie klagen über Hautveränderungen und Gelenkschmerzen, es kann zu Entzündungen des Herzens, der Lungen oder der Niere kommen, auch der Darm und die Muskulatur, sogar das Gehirn können betroffen sein. Im Blut lassen sich spezielle von Zellen des Immunsystems produzierte Proteine, sogenannte Autoantikörper, nachweisen, die sich gegen Bestandteile körpereigener Zellkerne richten. Wie kommt es dazu? Diese Frage möchten wir mit unseren Forschungsarbeiten in der Universitätsklinik Heidelberg beantworten und neue Ansätze für eine Therapie finden.

Das Immunsystem und seine Akteure

Zu den wichtigen Akteuren des Immunsystems zählen die „Antigen-präsentierenden Zellen“. Ihr Name ist wörtlich zu nehmen: Sie präsentieren anderen Immunzellen „Antigene“ – die Bestandteile (Proteine) von Viren oder Bakterien. Für die Präsentation bauen die

Zellen die Antigene in größere Komplexe, sogenannte HLA-Moleküle, ein, transportieren sie zur Zelloberfläche und stellen sie so anderen Immunzellen gleichsam unübersehbar zur Schau.

Andere wichtige Zellen des Immunsystems sind die „Killerzellen“. Sie erkennen die von Krankheitserregern befallenen Körperzellen und töten diese unmittelbar ab. Ausgewählter arbeiten die B- und T-Zellen. Die B-Zellen reifen im Knochenmark heran, die T-Zellen absolvieren ihre Ausbildung im Thymus, der „Schule“ des Immunsystems. Danach besiedeln die B- und T-Zellen die äußeren Lymphorgane, etwa die Lymphknoten. Im Unterschied zu den Killerzellen, die infizierte Zellen anhand einheitlicher Gefahrensignale ausmachen, können B- und T-Zellen Viren oder Bakterien spezifisch erkennen. Dies gelingt ihnen mit einer großen Auswahl sich ständig ändernder Rezeptoren, die wie Antennen aus den Membranen der Immunzellen ragen. Die Rezeptoren der B-Zellen variieren auch noch nach ihrer Reifung im Knochenmark. Diese große Flexibilität erlaubt es dem Immunsystem, seine Reaktionen stetig zu optimieren. Die Rezeptoren der T-Zellen hingegen verändern sich nach ihrer Reifung im Thymus nicht mehr – so lautet zumindest die derzeit gültige Hypothese.

Während die T-Zellen im Thymus heranreifen, werden diejenigen T-Zellen aussortiert, die zufällig Rezeptoren für körpereigene Zellen tragen: Sie werden ausgemustert, weil sie dem Körper gefährlich werden könnten. Diese Selektion ist entscheidend für die Toleranz des Immunsystems gegenüber körpereigenen Zellen und Geweben. Die Selektion erfolgt jedoch nie vollständig: Schätzungsweise fünf Prozent der im Blut zirkulierenden T-Zellen entkommen der Selektion im Thymus und haben nach wie vor die Potenz, körpereigene Strukturen anzugreifen.

Erfolgreiche Kooperation

Wenn es zu einer Infektion mit einem Virus oder Bakterium kommt, arbeiten die verschiedenen Immunzellen in geordneter Weise zusammen. Zunächst verleiben sich die Antigen-präsentierenden Zellen die Erreger ein, verdauen sie in ihrem Innern, verladen Bruchstücke der Erreger in die HLA-Komplexe, transportieren sie zur Zelloberfläche und bieten ihre „Beute“ den anderen Immunzellen dar. Die Antigen-präsentierenden Zellen wandern dazu von dem Ort, an dem die Infektion stattgefunden hat, zum nächstgelegenen Lymphknoten. Dort warten schon die B- und T-Zellen. Sie erkennen die ihnen präsentierten Erregerteile mit ihren Rezeptoren. Die Zellen mit den jeweils passenden Rezeptoren vermehren sich. Auf diese Weise wächst im Lymphknoten eine große Population von Immunzellen heran, die auf den jeweiligen Erregertyp spezialisiert ist. Die B- und T-Zellen helfen sich dabei gegenseitig, verlassen schließlich den Lymphknoten und treten in das Blut über. Mit dem Blutstrom gelangen sie an den Ort der Infektion.



PROF. DR. HANNS-MARTIN LORENZ studierte Medizin in Regensburg und Heidelberg. Während seiner Facharztausbildung in Innerer Medizin an der Universität Erlangen-Nürnberg spezialisierte er sich auf Rheumatologie und klinische Immunologie. Forschungsaufenthalte führten ihn an die „University of Alabama“ in Birmingham, USA. Seit dem Jahr 2004 leitet er die Sektion Rheumatologie der Medizinischen Klinik V der Universitätsklinik Heidelberg. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Mechanismen der Immunregulation sowie die Entstehung des Lupus erythematoses.

Kontakt: hannes.lorenz@med.uni-heidelberg.de

„Das Immunsystem verbraucht nach der Muskulatur und dem Gehirn die meisten Kalorien.“

Durch die Wand der Blutgefäße dringen sie bis zu der Stelle vor, wo die Erreger in den Körper eingedrungen sind, und töten die von ihnen infizierten Zellen ab. Parallel zu diesem Geschehen verwandeln sich einige der B-Zellen in Plasmazellen, die als Fabriken für die Produktion von Antikörpern dienen. Antikörper sind Y-förmige Proteine, die Bakterien und Viren an bestimmten Merkmalen erkennen und die Erreger einem weiteren mächtigen Akteur der körpereigenen Abwehr, dem Komplementsystem, zuführen.

Dies ist nur eine stark vereinfachte Skizze der Arbeitsweise des Immunsystems, des womöglich komplexesten Organs unseres Körpers. Von seinem umfassenden Verständnis sind wir noch immer weit entfernt. Neue Erkenntnisse zeigen beispielsweise, dass noch viele weitere bislang als unbeteiligt geltende Zellen für die Funktion des Immunsystems wichtig sind, beispielsweise Bindegewebszellen oder Endothelzellen, die Blutgefäße von innen auskleiden.

Gefährliche T-Zellen

Halten wir fest: Im Körper zirkulieren ständig Zellen des Immunsystems – die T-Zellen –, die der Selektion im Thymus entronnen und fähig sind, körpereigene Strukturen anzugreifen. Warum leiden dann nicht alle Menschen irgendwann einmal an einer Autoimmunerkrankung? Die Antwort auf diese Frage ist: Es gibt einen immunregulierenden Prozess, der aktiv verhindert, dass es zu Autoimmunreaktionen kommt. Dazu erwerben einige B- und T-Zellen die Fähigkeit zur Immunsuppression: Als „regulatorische“ B- und T-Zellen supprimieren – unterdrücken – sie Reaktionen des Immunsystems. Neben den zellulären Regulatoren gibt es zudem lösliche Botenstoffe, die „Zytokine“. Sie können ebenfalls Immunreaktionen unterbinden. Und jüngste Forschungsergebnisse, unter anderem unserer eigenen Gruppe, zeigen, dass auch Bindegewebszellen imstande sind, Immunreaktionen gezielt zu hemmen. Bindegewebszellen bedienen sich beispielsweise eines Enzyms, das eine wichtige Aminosäure, das Tryptophan, abbaut. Der Mangel an Tryptophan hindert vor allem T-Zellen daran, sich zu teilen und zu einer abwehrstarken Population heranzuwachsen. Alle diese Einzeleffekte summieren sich und bewirken letztlich, dass die Waffen des Immunsystems sich nicht gegen den eigenen Körper richten. Deshalb sind Autoimmunerkrankungen vergleichsweise selten.

Im Laufe unserer Forschungsarbeiten haben wir festgestellt, dass die Anzahl der regulatorisch tätigen T-Zellen bei einer bestimmten Autoimmunerkrankung des Menschen, dem „polyglandulären Autoimmunsyndrom“, deutlich verringert ist. Beim Lupus erythematoses ist die Anzahl regulatorischer T-Zellen nicht vermindert. Deren „Partner“ aber – die Effektor-T-Zellen – haben sich gegen die regulierenden Maßnahmen abgeschottet. Auch die regulatorischen B-Zellen, so zeigen unsere neuesten Daten,

WAGING WAR AGAINST THE BODY

THE MISFIRING IMMUNE SYSTEM

HANNS-MARTIN LORENZ

The immune system is one of the most complex organ systems in animals and humans. It never rests, but is always active in the defence against viruses, bacteria, tumour cells – and also against our own body. This sounds like a paradox, but given the high cell division rate it is very probable that we all carry potentially malignant cells in our bodies which are destroyed by specific immune cells. However, not every immune response targets only cells that are malignant or infected by pathogens. In fact, we all carry autoaggressive specialised immune cells that attack healthy structures, thereby waging war against our own body.

In the case of autoimmune disorders – such is the currently accepted hypothesis – the immune system can no longer differentiate between “own” and “foreign”. At this point, we understand very little of the molecular details of this process. Our aim is to increase knowledge of the mechanisms involved in the pathogenesis of autoimmune diseases, and in particular of systemic lupus erythematosus. This disorder affects mainly young women and can lead to inflammation of basically all organ systems in the body. Put simply, our research shows that the autoimmune response in patients with lupus erythematosus is caused by a defective system of “waste disposal”. Every day, our body produces millions of waste products as a result of the natural “programmed cell death”. If these waste products are not disposed of properly, they provoke the formation of antibodies that target the body’s own structures. In the future we aim to uncover how presently incurable autoimmune diseases may be treated more effectively, or even cured, based on new molecular findings. ●

PROF. DR HANNS-MARTIN LORENZ studied medicine at the universities of Regensburg and Heidelberg. During his training in internal medicine at the University of Erlangen-Nuremberg, he specialised in rheumatology and clinical immunology. In the course of his research he completed several stays at the University of Alabama in Birmingham, USA. In 2004, Hanns-Martin Lorenz became head of the rheumatology section of Heidelberg University Hospital's Department of Haematology, Oncology and Rheumatology. His research focuses on the mechanisms of immune regulation and the pathogenesis of lupus erythematosus.

Contact: hannes.lorenz@med.uni-heidelberg.de

“Our immune system is not infallible. Sometimes it trains its weapons on our own body.”

sind beim Lupus erythematoses vermindert und in ihrer Funktion geschwächt.

Was ist selbst – und was ist fremd?

Bei Autoimmunerkrankungen – so lautet die derzeit allgemein akzeptierte Hypothese – kann das Immunsystem „selbst“ von „fremd“ nicht mehr unterscheiden. Die molekularen Details indes sind noch kaum verstanden. Vom Lupus erythematoses wissen wir mittlerweile, dass er mit Molekülen, Antikörpern, einhergeht, die sich gegen Bestandteile des Zellkerns (Nukleus) richten. Man nennt sie deshalb auch „antinukleäre Antikörper“. Aber wie können diese Antikörper überhaupt entstehen? Der Kern liegt ja „versteckt“ im Innern der Zelle, umgeben vom Zytoplasma und umschlossen von der Zellmembran. Wie kommen die im Blut zirkulierenden Akteure des Immunsystems in Kontakt mit Zellkernen und ihren Bestandteilen?

Die Erklärung liefert ein Phänomen, das natürlicherweise ständig in unserem Körper stattfindet und Apoptose, „programmierter Zelltod“, genannt wird. Während der Apoptose sterben Zellen nach einem festen Programm kontrolliert ab. Während die Zellen zugrunde gehen, werden auch Bestandteile des Zellkerns frei. Der gesunde Organismus entfernt die Reste apoptotisch sterbender Zellen sehr schnell und vollständig: Dafür sind weitere wichtige Akteure des Immunsystems, die „Fresszellen“, zuständig. Unsere Untersuchungen belegen, dass dieser Vorgang bei etwa einem Drittel der Patienten, die an Lupus erythematoses erkrankt sind, nicht gut genug funktioniert. Aus Untersuchungen mit Tieren wissen wir bereits, dass ein ungenügendes Entfernen beziehungsweise ein Überfluten des Organismus mit den Zellkernresten apoptotisch sterbender Zellen tatsächlich zu Symptomen führt, die dem Lupus erythematoses des Menschen ähneln.

Wenn eine Zelle durch Apoptose stirbt, dies zeigen unsere weiteren Arbeiten, werden Bestandteile des Zellkerns in kleine Bläschen verpackt und aus der Zelle ausgeschleust. Diese „apoptotischen Mikrovesikel“ – die frühen Abbauprodukte der sterbenden Zelle – enthalten nahezu alle Antigene, die typisch für den Lupus erythematoses sind. Darüber hinaus konnten wir zeigen, dass Antigen-präsentierende Zellen von den Mikrovesikeln in besonderer Weise stimuliert werden. In der Folge führt dies zur Freisetzung von Interferon alpha: Dieser immunstimulierende Botenstoff ist einer der Serummarker, der die Entzündungsaktivität des Lupus erythematoses am besten widerspiegelt.

Das Immunsystem des gesunden Organismus kann auf die Mikrovesikel nicht aufmerksam werden, weil die Fresszellen sie schnell und rückstandslos beseitigen. Wir konnten zeigen, dass sich die HLA-Moleküle auf den Fresszellen verändern, wenn sie Mikrovesikel aufgenommen haben. Bei Patienten mit aktivem Lupus erythematoses

aber funktioniert die Modulation der HLA-Moleküle nicht mehr – und dies korreliert in frappanter Weise mit der Krankheitsaktivität.

Die Hypothese zur Krankheitsentstehung, die wir auf der Basis unserer Arbeiten aufstellen können, lautet: Abfallprodukte menschlicher Zellen, wie sie jeden Tag im Körper millionenfach anfallen, können Akteure des Immunsystems auf den Plan rufen – wenn die „Müllabfuhr“ nicht funktioniert. Im Falle des Lupus erythematoses sind die Abfallprodukte Bestandteile des Zellkerns. Sie werden während der natürlicherweise stattfindenden Apoptose nicht ordnungsgerecht entsorgt. Dies provoziert Abwehrreaktionen des Immunsystems. In der Kette der Ereignisse bilden sich Antikörper, die sich gegen die körpereigenen Strukturen richten. Die über ihr eigentliches Ziel – die Abwehr körperfremder Eindringlinge – hinauschießende Immunreaktion äußert sich mit den entzündlichen Symptomen des Lupus erythematoses. In künftigen Arbeiten wollen wir klären, wie die bislang ursächlich nicht behandelbare Autoimmunerkrankung auf der Grundlage unserer neuen molekularen Erkenntnisse besser therapiert, womöglich sogar geheilt werden kann. ●

„Bei Autoimmunerkrankungen kann das Immunsystem selbst von fremd nicht mehr unterscheiden.“

KAWI

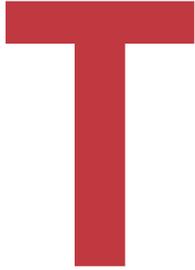
KAZE

KAMIKAZE

INSZENIERTES STERBEN

INKEN PROHL

Welche Motive sind es, die Menschen dazu antreiben, Selbstmord zu begehen und andere mit in den Tod zu reißen? Am Beispiel der japanischen Kamikaze-Piloten zeigen Heidelberger Forscher die Dynamiken auf, die zur tödlichen Opferbereitschaft führen. Ihre Untersuchungen belegen, dass nicht – wie häufig angenommen – ein irreführender Fanatismus für die Terrorakte verantwortlich ist. Vielmehr scheint es sich um ein Phänomen zu handeln, dem jeder Mensch zum Opfer fallen kann.



Terroristische Gewalt spielt sich nicht länger in entlegenen Gegenden ab, sondern direkt vor unserer Haustür. Der Anschlag von Al Quaida auf das World Trade Center, die Giftgasattacke der Aum Shinrikyo auf die Tokioter U-Bahn oder auch die Terrorakte militanter christlicher Gruppen in den USA führen uns die Verletzbarkeit unserer vermeintlich sichereren Gesellschaften schmerzlich vor Augen. Derartige religiös motivierte Taten sind stets aufs Neue Anlass, über das Gewaltpotenzial von Religionen zu diskutieren: Sind bestimmte Religionen gewalttätiger als andere? Inwiefern bergen Religionen aber auch Möglichkeiten für Frieden? Diese Fragen schreiben den Religionen eine Handlungsmacht zu. Es sollen – so die zugrunde liegenden Annahmen – die Religionen selbst sein, welche die Menschen dazu bringen, gewalttätig oder friedlich zu handeln.

Die kulturwissenschaftliche Religionsforschung, wie sie am Institut für Religionswissenschaft der Universität Heidelberg praktiziert wird, verfolgt einen anderen Ansatz. So gehen wir nicht davon aus, dass Religionen homogene Subjekte sind, die über Krieg oder Frieden bestimmen, sondern dass vielmehr die religiösen Akteure hierüber entscheiden. Folglich nehmen wir diese Akteure in den Blick, insbesondere ihre Diskurse und sozialen Praktiken, in denen sich religiöse Lehren, Vorstellungen und Gebote verkörpern. Einen hohen Stellenwert haben dabei die Untersuchung von Ritualen, Rhetoriken, Artefakten und Architekturen sowie deren Ästhetisierungs- und Emotionalisierungswirkungen, denn in ihnen materialisieren und medialisieren sich die religiösen und ideologischen Diskurse, in ihnen werden sie sozial wirksam.

Irrationale und barbarische Motive?

Angesichts der Monstrosität der auf Zivilisten verübten Selbstmordanschläge von New York, Madrid oder London im Namen des Islams und angesichts des stilisiert archaischen Habitus der Terrorführer, werden diese Taten sowie ihre Legitimation in der Öffentlichkeit häufig als ein Einbruch irrationaler, längst überwunden geglaubter Handlungen einer barbarischen Vormoderne angesehen. Die Quelle dieser vermeintlich irrationalen, barbarischen Motive wird oft in den religiösen Haltungen der Akteure vermutet. War es zunächst vor allem die sich islamisch artikulierende

„Über Krieg oder Frieden entscheiden nicht die Religionen, sondern die Akteure.“

Iranische Revolution, die im Westen das Angstbild eines Islams voller Gewalt prägte, hat sich spätestens seit dem 11. September das Bild des islamistischen Terrors in das kollektive Gedächtnis der Weltbevölkerung eingegraben. Das Resultat sind häufig negativ besetzte, abschätzig oder essentialistische Zuschreibungen an den Islam und sein Verhältnis zur Gewalt.

Es ist daher lohnenswert, Distanz zu dieser hitzigen Debatte zu schaffen und die Frage nach der Beziehung zwischen Terror und Religion aus einem anderen Blickwinkel zu betrachten. Eine neue Perspektive auf die Frage nach dem Zusammenhang von Religion und Gewalt liefert die Beschäftigung mit einer Gruppe von Selbstmordattentätern, von denen es heißt, sie dienen als Vorbild für gegenwärtige Formen extrem-islamischen Terrors. Gemeint sind die unter dem Begriff Kamikaze bekannten japanischen Piloten, die am Ende des Zweiten Weltkrieges ihre Flugzeuge und Unterwasserboote mit sich selbst und den Bomben an Bord in die Schiffe der feindlichen Amerikaner rammen.

Beim Wort „kamikaze“ handelt es sich um eine weitverbreitete Lesung der japanischen Schriftzeichen für Götter und Wind. Korrekt werden diese Schriftzeichen „shinpu“ gelesen. Die eigentliche Bezeichnung für die militärische Einheit der sogenannten Kamikaze lautet demnach „shinpu tokkotai“, auf Deutsch „Götterwind-Spezialtruppen“. Die Kamikaze-Piloten gelten als Inbegriff der Unergründlichkeit der japanischen Seele. Ihre Motivation wird nicht selten auf eine vermeintlich besondere japanische Spiritualität zurückgeführt. Im Bild der Kamikaze treffen sich Zuschreibungen an ihre Brutalität mit Annahmen über das Mysterium des asiatischen Fremden. Kurz gesagt: Ebenso wie im Fall der Selbstmordattentäter aus islamischen Kontexten werden die Taten der Kamikaze mit Vorstellungen über irrationale, womöglich religiöse Beweggründe zu erklären versucht.

Selbstmordattentate als letztes Mittel

Die japanischen Kamikaze-Piloten sollen in den letzten beiden Kriegsjahren 1944 und 1945 zwischen 2.500 und 2.800 Attacken geflogen haben. Geschätzt wird, dass nur 14 Prozent von ihnen diese überlebten. Die Strategie wurde von einem Vizegeneral der Marine erdacht: Angesichts der drohenden Niederlage der Japaner propagierte er als letztes Mittel die Selbstmordattentate. Die Begründung der Armee lautete, dass die japanische Seele über die unvergleichliche Stärke verfüge, zur Verteidigung des Vaterlandes zu sterben. Auffällig ist die Parallele zur Begründungsrhetorik islamischer Selbstmordattentäter. Auch in den Schriften im Umkreis von Al Quaida wird betont, dass die Macht der Gläubigen gerade in der Befähigung bestehe, die eigene Angst vor dem Sterben zu überwinden.



PROF. DR. INKEN PROHL forscht und lehrt seit dem Jahr 2006 am Institut für Religionswissenschaft der Universität Heidelberg. Zuvor absolvierte sie mehrjährige Forschungsaufenthalte in Japan, wo sie sich mit dem Wandel des Buddhismus in der Gegenwart beschäftigte. Die Schwerpunkte ihrer Forschung liegen vor allem auf Modernem Buddhismus sowie auf Materialer Religion. Im Sonderforschungsbereich 619 „Ritualdynamik“ leitete sie ein Projekt zu Transformationen Zenbuddhistischer Rituale in Japan und Deutschland. Seit 2011 ist sie Leiterin des integrierten Graduiertenkollegs „Text-Anthropologie“ des Sonderforschungsbereichs 933 „Materiale Textkulturen“.

Kontakt: inken.prohl@zegk.uni-heidelberg.de

„Selbstmord- anschläge erscheinen als Einbruch einer barbarischen Vormoderne.“

Die Rhetorik der Einzigartigkeit des japanischen Geistes folgt aus der Ideologie des japanischen Ultra-Nationalismus vor und während des Zweiten Weltkrieges. Diese Ideologie forderte den unbedingten Einsatz der Japaner für den Tenno – ihren Kaiser – und für Japan. Sie gewann ihr besonderes Gewicht aus dem shintoistischen Postulat der Göttlichkeit des Kaisers, aus der das Attribut des Göttlichen auch auf sein Land und seine Untertanen abgeleitet wurde. Die religiösen Vorstellungen des Shinto bildeten eine maßgebliche Grundlage für den japanischen Ultra-Nationalismus. Daneben forderten und förderten auch die buddhistischen Institutionen in Japan den Einsatz für Kaiser und Nation. Dieser Argumentation folgend handelte es sich also bei den Selbstmordattacken um religiös legitimierte Taten.

Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive gilt es mithin zu fragen, was wir über die Einstellungen und Motivationen der einzelnen Piloten wissen und wie sie zu ihren Überzeugungen gekommen sind. Als die Marine die Pläne der Selbstmordattentate bekannt machte, meldete sich zunächst nicht ein einziger Offizier freiwillig. Erst nach einer Reihe von Überzeugungs- und Rekrutierungsstrategien konnten Piloten für den Einsatz gefunden werden. Bei diesen handelte es sich in der Mehrheit um sehr junge Soldaten, etwa tausend und damit die größte Gruppe waren Universitätsstudenten. Von diesen Studenten liegen zahlreiche Briefe und Tagebucheinträge vor, die einen wertvollen Schatz für Kulturwissenschaftler bilden, da sie vielfältige Aufschlüsse über die Haltung und die Motive der Akteure selbst erlauben.

Streben nach Reinheit und Erhabenheit

Die Untersuchung dieser Quellen kommt zu verblüffenden Ergebnissen. Dabei sind die Forschungen der amerikanischen Anthropologen Emiko Ohnuki-Tierney und John K. Nelson, von deren Befunden ich meine Überlegungen habe leiten lassen, besonders hervorzuheben: Die Einstellungen und Motive der Piloten, die in den Quellen zutage treten, standen in deutlichem Kontrast zur offiziellen Ideologie des Staates. Aus den Briefen und Tagebüchern der Piloten spricht deren patriotische Haltung; doch diese war nicht beseelt vom Glauben an die Göttlichkeit des Tenno oder einer wie auch immer gearteten shintoistischen Spiritualität. Zutage tritt vielmehr ein ausgeprägter Idealismus, der genährt war von antiken und europäischen Schriftstellern, unter ihnen Aristoteles, Plato, Kant, Hegel, Nietzsche, Goethe, Marx, Rousseau, Gide, Lenin, Dostojewski und Tolstoi, um nur einige zu nennen.

In Auseinandersetzung mit den Schriften dieser Autoren rangen die Piloten mit der quälenden Frage, welche Verpflichtung ein Individuum gegenüber der Gesellschaft hat. Wie ihre Tagebücher und Briefe zeigen, waren sie hin- und hergerissen zwischen Gefühlen der Verantwortung und

Loyalität gegenüber ihren Familien, ihren Vorgesetzten und ihrer japanischen Heimat auf der einen und ihrem brennenden Wunsch, am Leben zu bleiben, auf der anderen Seite. Überaus einflussreich auf die Entscheidung der Piloten, sich den Kamikaze-Flügen zu stellen, waren zudem Schriften der deutschen Romantik. Die Piloten identifizierten sich mit den in diesen Werken ausgedrückten Idealen der Einfachheit und Schönheit und meinten, mit ihrem Opfer für ihr Vaterland ihr Streben nach Reinheit und Erhabenheit verwirklichen zu können.

Die Lektüre der hinterlassenen Schriftzeugnisse macht deutlich, dass in den Piloten starke patriotische und idealistische Motive im Widerstreit mit ihren Gefühlen der Verzweiflung, Angst und Einsamkeit standen sowie mit ihrem mächtigen Wunsch, nicht sterben zu müssen. Die Intensität, Leidenschaft und das hohe intellektuelle Niveau, mit denen die jungen Piloten über ihre persönliche Verantwortung und die Gesellschaft nachdachten, lässt uns nachdrücklich fragen, warum sich diese jungen Männer, die die intellektuelle Elite ihrer Generation bildeten, nicht gegen die Staats-Ideologie, den Militarismus und den Krieg, der ihnen und Millionen anderen den Tod brachte, aufgelehnt haben. Warum haben sie trotz ihrer idealistischen Motive die Ideologie des Staates in ihren Handlungen reproduziert?

Das Bild der Kirschblüte

Eine überzeugende Begründung für diesen schwer fassbaren Widerspruch bietet ein Blick auf die Art, wie die nationale und religiöse Ideologie ästhetisiert und inszeniert wurde. Eine essenzielle Rolle bei der Inszenierung spielte das Bild der Kirschblüte. Dabei handelt es sich um ein grundlegendes Motiv der japanischen Kultur- und Alltagsgeschichte. Die Gleichzeitigkeit von Schönheit und Vergänglichkeit, die im raschen Auf- und Verblühen der Blüte der Kirsche sichtbar wird, steht für das Leben und das unweigerliche Sterben. Die Vorstellungen vom Schönen sind in diesem Bild eng verknüpft mit Gefühlen der Vergänglichkeit. Anders formuliert: Die Kirschblüte gilt im japanischen Kontext als Sinnbild für das Leben schlechthin.

Das Bild der Kirschblüte wurde in visueller und verbaler Form vom Staat als mächtiges Mittel zur Inszenierung der Einsätze der Piloten genutzt. Ansprachen und Appelle setzten das Opfer der Piloten mit der vergänglichen Schönheit der Kirschblüte gleich. Damit wurde an den besonderen Geist der Piloten appelliert und die Schönheit und Reinheit ihres Auftrages beschworen. Ihre Briefe und Tagebücher legen offen, dass sich die Piloten mit diesem Bild identifizierten. Fotos von Soldaten, die zu ihren letzten Flügen aufbrachen, zeigen, dass sie ihre Flugzeuge mit Zeichnungen der Kirschblüte versehen. Einige trugen sogar Zweige mit blühenden Kirschblüten an ihren Uniformen.

Materialität und Präsenz des Geschriebenen

Der Sonderforschungsbereich „Materiale Textkulturen“ (SFB 933) hat im Juli 2011 seine Arbeit an der Universität Heidelberg aufgenommen und wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft für zunächst vier Jahre mit 10,3 Millionen Euro gefördert. An dem geisteswissenschaftlichen Großprojekt wirken rund achtzig Forscherinnen und Forscher aus mehr als zwanzig Disziplinen mit. Sie analysieren schrifttragende Artefakte aus Gesellschaften, in denen es keine Verfahren der seriellen Produktion von Geschriebenem gab beziehungsweise gibt. Hierzu gehören religiöse Texte auf Rezitationsrollen im Alten Ägypten, in Keilschrift beschriebene Tontafeln aus Mesopotamien oder Schriftzeichen an mittelalterlichen Bauwerken.

Die Artefakte werden vor allem auf ihre materiale Präsenz in einem bestimmten Raum- und Handlungszusammenhang hin untersucht: Wo war Geschriebenes in welcher Form vorhanden und wer hatte Zugang dazu? Wie wurde an, mit oder infolge des Geschriebenen gehandelt und inwieweit waren die Praktiken der Rezeption durch die „Materialität“ und „Präsenz“ der schrifttragenden Artefakte beeinflusst? Durch Beantwortung dieser Fragen wollen die Wissenschaftler entschlüsseln, welche Bedeutung die zeitgenössischen Rezipienten dem Geschriebenen in vergangenen und gegenwärtigen „nontypographischen“ Gesellschaften beigemessen haben.

Zur nachhaltigen, wissenschaftlichen und persönlichen Förderung von Nachwuchsforscherinnen und -forschern im Bereich der textfundierte historischen Kulturwissenschaften wurde am Sonderforschungsbereich das Integrierte Graduiertenkolleg „Text-Anthropologie“ eingerichtet. Leiterin des Kollegs ist Prof. Dr. Inken Prohl.

www.materiale-textkulturen.de

Die Beweggründe für diese Opferbereitschaft resultierten aus der Dynamik dessen, was in der Kulturwissenschaft als „Méconnaissance“ bezeichnet wird. Unter Méconnaissance (ins Deutsche zu übersetzen als „falsch erkennen“ oder „verkennen“) wird eine Störung oder ein Stau in der Kommunikation verstanden. Zeichen, Bilder, Symbole und Rituale zeichnen sich durch ihre Mehrdeutigkeit aus: Unterschiedliche Akteure schreiben ihnen verschiedene Bedeutungen zu und leiten womöglich divergente Schlussfolgerungen ab. Das Konzept der Méconnaissance hilft nachzuvollziehen, wie die Kluft zwischen der staatlichen Ideologie einerseits und der individuellen Einstellung andererseits überbrückt wurde. Auf der einen Seite instrumentalisierte der Staat das mächtige Bild der Kirschblüte für seine Zwecke der Gleichschaltung und der Mobilisierung

„Geblendet von der Ästhetik der Kirschblüte, nahmen die Kamikaze ihren eigenen Tod in Kauf.“

STAGING DEATH

KAMIKAZE

INKEN PROHL

Once confined to remote regions of the world, terrorism has now reached our own cities and homes. The al-Qaida attack on the World Trade Center, the Sarin gas attack of Aum Shinrikyo on the Tokyo subway and the terrorist acts of militant Christian groups in the USA are painful proof of the vulnerability of our supposedly safe Western world. Such acts frequently lead to discussions of whether certain religions have a higher potential for violence than others – but also of whether and how religions might make a contribution towards peace. These questions are based on the assumption that religions are capable of making people act in a violent or peaceable manner.

By contrast, cultural and religious research in Heidelberg focuses not on the religions themselves, but on the individuals within religious groups: It examines social practices that incorporate religious and ideological tenets and knowledge regimes. Using the example of the “Kamikaze”, the Japanese suicide attackers at the end of WW II, the researchers analyse the gap between religious and political ideology, on the one hand, and the personal attitudes and motivations of the attackers, on the other. With the help of the cultural concept of “méconnaissance”, they uncover the dynamics that led to the Japanese soldiers’ willingness to make the ultimate sacrifice. What they found was that it is neither the religions themselves nor their irrational or exotic moments that must be held responsible for terrorist acts. Rather, such acts are occasioned by universal mechanisms that may affect any one of us. ●

PROF. DR INKEN PROHL joined Heidelberg University's Institute for Religious Studies in 2006. Before coming to Heidelberg, she spent several years in Japan, where she investigated the changing face of Buddhism in today's world. Inken Prohl's research interests focus on modern Buddhism and material religion. She heads a project on the transformation of Zen Buddhist rituals in Japan and Germany within the Collaborative Research Centre (CRC) 619 "Ritual Dynamics". In 2011 she became head of the integrated research training group "Text Anthropology" of CRC 933 "Material Text Cultures".

Contact: inken.prohl@zegk.uni-heidelberg.de

“War and peace are not the work of religions, but of individuals. Their motives: a strong sense of responsibility and altruism paired with profound despair.”

für seine militärischen Ziele. Auf der anderen Seite verknüpften die jungen Soldaten dieses Bild mit ihrem Patriotismus, Idealismus und ihrem Streben, Verantwortung für die Gemeinschaft zu übernehmen. Emotionalisiert durch die Schönheit des Bildes der Kirschblüte verkannten sie die Ziele des Staates. Sie wurden gewissermaßen von der Ästhetik des Bildes geblendet, identifizierten sich in der Folge mit der Idee des altruistischen Opfers für ihr Land und nahmen so ihren eigenen Tod sowie den Tod vieler anderer in Kauf.

Das Konzept der Méconnaissance bietet ein Erklärungsmodell für das Spannungsfeld zwischen ideologischen und religiösen Legitimationsdiskursen von Gewalt auf der einen und der Genese individueller Motivationen zur Anwendung von Gewalt auf der anderen Seite. Im Fall der Kamikaze verdeutlicht dieses Prinzip, wie die Piloten mit Strategien der Emotionalisierung und Ästhetisierung indoktriniert werden konnten. Die Méconnaissance vermag zu erklären, wie sich ideologische und religiöse Diskurse in individuelle Motivationen transformieren lassen.

Wanderer zwischen den Welten

Auf jüngere Fälle der Gewaltausübung durch islamische Akteure übertragen, gewinnt die Dynamik zwischen der diskursiven Praxis extremer islamischer Positionen einerseits und den individuellen Einstellungen und Motivationen der ausführenden jungen Akteure andererseits an Konturen. Forschungen über die Einstellungen dieser Selbstmordattentäter haben gezeigt, dass sie Wanderer zwischen den Welten waren: vertraut mit der westlichen Lebensweise und den intellektuellen Denktraditionen Europas, zugleich aber beseelt von einem tief empfundenen Verantwortungsgefühl gegenüber ihrer Gemeinschaft. Emotionalisiert durch Verweise auf die Erhabenheit, Würde und Schönheit der islamischen Frühzeit, identifizierten sich diese Akteure mit dem für sie wahren Islam. Der Umstand, dass sie zum Zwecke von Eliteabsichten instrumentalisiert wurden, konnte durch diese Emotionalisierung ausgeblendet werden. Individuelle Absichten und Interpretationen wurden durch Prozesse der Ästhetisierung vergessen gemacht.

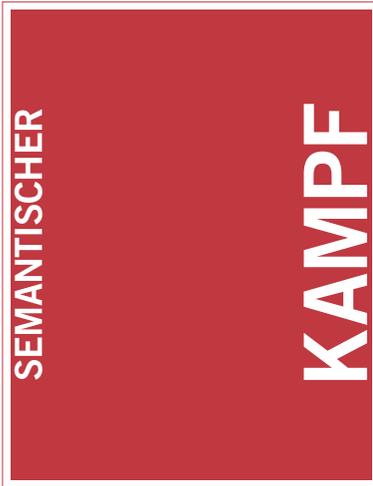
Analysiert man mithilfe des Konzeptes der Méconnaissance, wie religiöse und ideologische Diskurse auf individueller Ebene adaptiert werden, wird die Bedeutung von Prozessen der Ästhetisierung offensichtlich. Wissensregime, religiöse Diskurse oder ideologische Weltanschauungen materialisieren sich in Bildern, Artefakten oder Ritualen. In Form dieser Verkörperungen sprechen sie die Emotionen und Sinne der Akteure an und können zugleich gerade wegen ihrer Mehrdeutigkeit individuell angeeignet werden.

Offenkundig wird, dass die Motivationen für den Einsatz von Gewalt und Terror nicht „archaischen“ oder „irrati-

onalen“ religiösen Quellen entspringen. Ausmachen lassen sich vielmehr ein starkes Verantwortungsgefühl und Altruismus gepaart mit tiefer Verzweiflung. Die im öffentlichen Diskurs laut werdenden Stellungnahmen, die das Irrationale, Wahnhafte oder völlig Unbegreifliche an Taten religiös motivierter Gewalt betonen, werden so entkräftet. Es kristallisiert sich heraus, dass Verweise auf ein Fremdes, Exotisches oder ganz Anderes der japanischen Kultur ad acta gelegt werden sollten. In den Einstellungen und Motivationen der Piloten zeigt sich keineswegs ein „ganz Anderes“, vielmehr schöpfen sie aus dem globalen Wissens- und Kulturfundus. Ihre Einstellungen belegen einmal mehr, dass Gesellschaften keine monolithischen Einheiten sind, sondern dass transkulturelle Hybridität den kultur- und religionsgeschichtlichen Normalfall darstellt.

Die Analyse der Selbstmordattentate der Kamikaze zeigt, dass der Zusammenhang zwischen ideologischen und religiösen Lehren auf der einen und der individuellen Motivation zur Anwendung von Gewalt auf der anderen Seite nicht eindeutig ist. Befunde aus Untersuchungen weiterer Szenarien legen nahe, dass sich diese Beobachtung verallgemeinern lässt. In Situationen, in denen politische, nationale, ethnische oder auch wirtschaftliche Faktoren zu Konflikten führen, kann der Rekurs auf religiöse Vorstellungen in der Tat eine konfliktverschärfende Dynamik entfalten – vor allem, wenn diese Vorstellungen durch Strategien der Ästhetisierung und Emotionalisierung weiter zugespitzt werden. Es zeigt sich aber, dass nicht Religionen, gefasst als „exotisches Fremdes“ oder etwas „gänzlich Irrationales“, für Gewalt und Terror verantwortlich sind, sondern vielmehr Mechanismen, die überall wirken und damit gewissermaßen jeden treffen können. ●

„Als Motive der Täter lassen sich ein starkes Verantwortungsgefühl und Altruismus gepaart mit tiefer Verzweiflung ausmachen.“



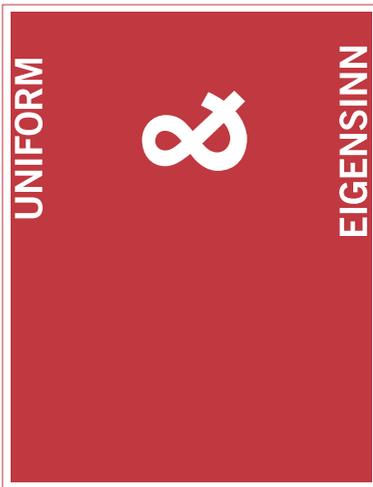
SPRACHWISSENSCHAFTEN
SEMANTISCHER KAMPF
WIE SPRACHE EINT UND TRENNT
EKKEHARD FELDER

108



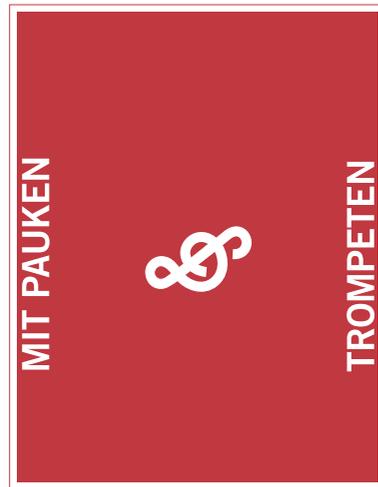
LITERARISCHE MODERNE
KRIEGSWERKZEUG
ERNST JÜNGERS „IN STAHLGEWITTERN“
HELMUTH KIESEL

116



KUNST- UND MEDIZINGESCHICHTE
UNIFORM & EIGENSINN
ZUR KENNTLICHKEIT VERZERT
SABINE HOHNHOLZ, THOMAS RÖSKE & MAIKE ROTZOLL

124



MUSIKGESCHICHTE
MIT PAUKEN & TROMPETEN
KLÄNGE DES KRIEGES – KLÄNGE DES FRIEDENS
SILKE LEOPOLD

134

BLICK IN DEN SPIEGEL

W

SEMANTISCHER

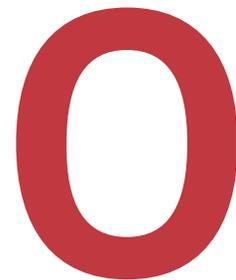
KAMPF

SEMANTISCHER KAMPF

WIE SPRACHE EINT UND TRENNT

EKKEHARD FELDER

Sprachen und ihr Gebrauch sind Indikatoren individueller und kollektiver Denkhaltungen – in Sprache vollzieht sich Verstehen gleichermaßen wie Missverstehen. Gleichzeitig ist die eigene Sprache für jeden von uns wichtiges Mittel der Identifikation und der Abgrenzung. Heidelberger Wissenschaftler analysieren deutsche und französische Presseberichte über die NSA-Affäre im vergangenen Jahr und kontrastieren sie mit dem Diskurs in den USA. Damit legen sie die gesellschaftlichen Wirkungen von sprachreflexiven Äußerungen offen und zeigen, wie sprachliche Besonderheiten die Sicht der Dinge trennen, wie supranationale Gemeinsamkeiten im Sprachverständnis sie aber auch einen kann.



Ohne Zweifel: Europa ist in den letzten Jahrzehnten zusammengewachsen. Während unsere Väter noch in den Zweiten Weltkrieg ziehen mussten, erkundigen sich unsere Kinder heute beim Grenzübertritt zum Beispiel nach Frankreich, wieso die Zöllner der Nachbarländer uns vor nicht allzu langer Zeit zum Vorlegen der Pässe zwingen konnten und warum man früher so umständlich mit verschiedenen Währungen bezahlte. Die vermeintliche Naivität dieser Fragen zeigt die atemberaubende Geschwindigkeit, mit der sich Europa verändert hat.

Über den europäischen Einigungsprozess ist vielfältig geforscht worden. Vernachlässigt wurde dabei bislang der Einfluss des nationalsprachlichen Selbstverständnisses auf diesen Prozess. Menschen identifizieren sich über die Muttersprache mit ihrer Nation und grenzen sich gleichzeitig mit ihrer Sprache gegenüber den Nachbarn ab – wie gegenwärtig etwa auch in der Krim-Krise zu beobachten ist. Das bedeutet: Eine gemeinsame Sprache eint die Menschen, fremde Sprachen trennen sie aber auch. Nur wenn der einzelne Bürger die Sprachenvielfalt hinsichtlich des Verhältnisses zwischen der Muttersprache und den Sprachen der Nachbarn als ausgewogen und psycho-sozial stabilisierend erlebt, ist der Nährboden für einen nachhaltigen europäischen Einigungsprozess gegeben. Und vice versa: Jede Unausgewogenheit kann als bedrohlich empfunden werden.

Die Identifikation mit der eigenen Sprache ist neben Hymnen, Flaggen, Sport- und Musikidolen oder auch kulturellen Besonderheiten ein identitätsstiftendes Moment für uns Menschen. Dieser Umstand wird spätestens dann sichtbar, wenn wir glauben, unsere eigene Sprache (und damit insgeheim uns selbst) in Schutz nehmen zu müssen. Während

wir etwa fremdländischen Kochrezepten zumeist mit offener Neugierde begegnen, werden sprachliche Einflüsse in Form sogenannter Neologismen nicht selten als störend, mitunter auch als bedrohlich empfunden. Im Humboldt'schen Sinne sind die aus fremden Sprachen eingeführten Wortschöpfungen aber gerade als Perspektiven- und Horizonterweiterung zu sehen. Denn die Verschiedenheit von Sprachen, so schreibt Wilhelm von Humboldt in der Abhandlung „Über das vergleichende Sprachstudium in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung“, ist „nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansichten selbst“.

Sprachkritik als Gesellschaftskritik

Das Erkenntnisinteresse der Heidelberger Projektgruppe „Europäische Sprachkritik Online“ (ESO) richtet sich auf Diskursäußerungen in europäischen Gesellschaften, in denen über das Selbstverständnis einer Kulturnation aus dem Blickwinkel der Sprache reflektiert wird und damit gleichzeitig Selbst- und Fremdzuschreibungen vorgenommen werden. Die Projektgruppe beschäftigt sich vor diesem Hintergrund mit Formen der Sprachreflexion, also jeglicher Art wertender Auseinandersetzung mit Sprache durch Sprache, und betrachtet somit Sprachkritik als Gesellschaftskritik. Denn Reflexionen über die eigene Sprache werden hier als Schlüssel zu gesellschaftlich, sprachkulturell und national verankerten Identitätsentwürfen und als Kristallisationspunkt des spezifischen Denkens und der kulturellen Eigenart einer Gesellschaft betrachtet. Die Leitfragen unserer Untersuchungen lauten dabei wie folgt:

- Welche Einstellungen bringen Kulturgemeinschaften ihrer Sprache als Erkenntnismedium und Identitätsfaktor entgegen?
- Wie manifestieren sich sprachlich-kommunikativ Kulturspezifika und Konfliktherde in verschiedensprachigen Diskursen mit gesamteuropäischer Relevanz?
- Welchen gesellschaftskritischen Erkenntniswert können sprachreflexive Auseinandersetzungen mit Diskursauffälligkeiten vor dem Hintergrund einer gesamteuropäischen Kultur beisteuern?

Die gesellschaftlichen Implikationen unseres Erkenntnisinteresses lassen sich an exemplarischen Medienberichten aus dem Jahre 2013 über die Abhöraktivitäten des Auslandsgeheimdienstes der Vereinigten Staaten illustrieren: die sogenannte NSA-Affäre. Ausgehend von der Prämisse, dass Sprache Indikator für individuelle und kollektive Denkhaltungen und Verhaltensweisen ist, können wir Rückschlüsse von der Sprachpraxis auf Identitäts- und Mentalitätsaspekte einer Sprachkultur ziehen. Höchst aufschlussreich für unsere Untersuchungen ist dabei das Analyseinstrument des „semantischen Kampfes“. Dieses zeigt auf, wie Diskursakteure bewusst oder unbewusst bestimmte Bezeichnungen zur Durchsetzung einer Denkhaltung bevorzugen oder ab-

„In Sprache und ihrem Gebrauch zeigt sich der Umgang einer Nation mit Identitätsfragen und Konfliktpotenzialen.“

lehnen, wie Ausdrücke in einem ganz bestimmten – dem eigenen Interesse dienenden – Sinne in ihren Bedeutungen fixiert werden oder wie ein abstrakter Sachverhalt zielgerichtet über die spezifische Wortwahl in einem bestimmten Weltbild verortet werden soll.

Im semantischen Kampf

Wenden wir diesen Ansatz auf die NSA-Affäre an, so fällt folgendes Sprachspiel auf: Auf der einen Seite stehen führende Politiker der CDU, die den Freundschaftsbegriff starkmachen, auf der anderen Seite Vertreter der USA, die die deutsch-amerikanischen Beziehungen explizit als interessengeleitete Partnerschaft, nicht als Freundschaft definieren. Es offenbart sich ein Bezeichnungskampf, ein semantischer Kampf zwischen diesen beiden Ausdrücken. So will die bundesdeutsche Regierung die Bedeutung des Wortes „Freundschaft“ argumentativ in dem Sinne fixieren, dass gegenseitiges Überwachen und Abhören zu einem freundschaftlichen Verhältnis nicht passe. Die amerikanische Seite reagiert mit einem Vokabelwechsel, beispielsweise, wenn der ehemalige US-Botschafter Kornblum in einer ARD-Talkshow das Verhältnis zwischen den USA und den Deutschen auf eine (Zweck-)Partnerschaft relativiert. Er betont die Trennung verschiedener Sphären und stellt klar, dass in der Politik nicht „Freunde“, sondern „Partner“ zusammenarbeiten.

Zur Konzeptualisierung von Freundschaft schreibt die „Frankfurter Rundschau“:

„Wie sagte Frau Merkel, Zitat hoffentlich korrekt: ‚USA – unser engster Freund und Verbündeter‘. Die Wertegemeinschaft und Freundschaft aber ist extrem trügerisch. Freundschaften zwischen Staaten gibt es nicht, aber Interessen.“ (FR 18.11.2013)

In dieser Textpassage steckt eine sprachreflexive Analyse der Redaktion mit gesellschaftlicher Brisanz: Kritisiert wird die Verwendung eines Freundschaftsbegriffs, der die Bedeutungsaspekte „zweckfrei“ und „interessenlos“ betont und die Vergleichbarkeit von politischen Beziehungen mit privaten nahelegt. Diese Bedeutungsfixierung in politischen Kontexten sei eine ausschließlich in Deutschland verbreitete, so die FR-Redaktion, in den USA verhalte sich dies ganz anders.

Die Vermischung von persönlicher Ebene und politischer ironisiert auch „taz. die tageszeitung“:

„PS: Ich liebe dich; SPRACHE: Angela Merkel redet von Freundschaft, Vertrauen und Verständnis. Die Codes der USA lauten etwas anders: S2C32, F6 und Special Collection Service.“ (taz 28.10.2013)

In weiteren Artikeln sieht die „taz“ das deutsch-amerikanische Verhältnis in Gefahr, weil die kommunikationsethische Minimalmaxime der Transparenz – nämlich dass die aktiven



PROF. DR. EKKEHARD FELDER forscht und lehrt seit 2005 am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg und ist einer der Direktoren des Europäischen Zentrums für Sprachwissenschaften (EZS), das er 2010 mitgründete. Im Zentrum seines Forschungsinteresses steht die Fachkommunikation im Rechtswesen, gesamtgesellschaftlich besonders aufmerksam wahrgenommene Debatten der Lebenswissenschaften, die Diskursanalyse unter mentalitätsgeschichtlichen Gesichtspunkten sowie die Varietäten- und Soziolinguistik. 2007 erhielt er im Jahr der Geisteswissenschaften einen Anerkennungspreis, von 2008 bis 2009 war er Fellow des Marsilius-Kollegs und ab 2009 „permanent fellow“ am Stellenbosch Institute for Advanced Study (STIAS) in Südafrika.

Kontakt: ekkehard.felder@gs.uni-heidelberg.de

und passiven Kommunikationsbeteiligten voneinander wissen – grundlegend verletzt sei und spricht daher vom „unsichtbare[n] Krieg der Amerikaner“ (taz 05.11.2013). Der Tendenz zur Verharmlosung begegnet die Redaktion mit einem wichtigen Hinweis: „Neigungen, Gedanken und Absichten sind der Rohstoff, mit dem sich die Zukunft vorhersagen und beeinflussen lässt“ – und es lässt sich ergänzen, dass all dies in und durch Sprache kreierte wird.

Auch für die SPD wird diagnostiziert, dass sie „den Wert der deutsch-amerikanischen Freundschaft“ betone („Stuttgarter Nachrichten“ 05.11.2013). Besonders bekannt wurde in diesem Kontext die Aussage des Regierungssprechers Steffen Seibert: „Abhören von Freunden ist inakzeptabel. Das geht gar nicht. Wir sind nicht mehr im Kalten Krieg.“ Eine Verharmlosung oder gar Hinnahme der Abhöraktivitäten und die Bezeichnung der USA als „Freunde“ (auf wen damit auch immer genau referiert werden soll) scheinen damit unvereinbar. Wenn Politiker doch beides gleichzeitig hinbekommen, dann ist dies konsequenterweise nur dadurch möglich, dass entweder das Wort „Freundschaft“ umdefiniert wird oder die Sprecher – bewusst oder unbewusst – Ersatzausdrücke wie „Partnerschaft“ verwenden.

Der ehemalige Innenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) scheint diesbezüglich kein Problem zu sehen, die Bericht erstattende Zeitungsredaktion dahingegen schon. So gibt beispielsweise „Der Tagesspiegel“ Friedrichs Verwendung der Ausdrücke „Freund“ und „Partner“ wie folgt wieder: Hans-Peter Friedrich „kritisierte die Informationspolitik der ‚US-Freunde‘. Ansonsten aber betonte er, dass die Partnerschaft und die Wertegemeinschaft mit den USA ‚über allem‘ stehe.“ („Der Tagesspiegel“ 19.11.2013). Die Redaktion hatte offensichtlich das Bedürfnis, das Wort „Freunde“ mit Anführungszeichen zu versehen, die vom Zeitungsleser als Distanzierungsmarker der Zeitungsredaktion gedeutet werden können.

Dass die Betrachtungen der sprachlichen Konstitution dieses sozialen Sachverhalts nicht nur Gedankenspiele des akademischen Elfenbeinturms darstellen, sondern von grundsätzlicher politischer Relevanz sind, verdeutlicht der folgende Presseauschnitt aus der „Berliner Morgenpost Online“ vom 8. November 2013:

„Zwei Drittel der Deutschen vertrauen Amerika nicht mehr. Das ist eine gefährliche Entwicklung. Denn Deutschland ist auf die USA als Partner angewiesen. [...] Allerdings reichen für eine starke Partnerschaft nicht nur Worte. Es genügt nicht, wenn US-Außenminister John Kerry Deutschland als wichtigen Verbündeten lobt. Das sollte schon allein aufgrund der gemeinsamen Geschichte in den vergangenen Jahrzehnten eine Selbstverständlichkeit sein. Wichtiger ist nun ein ganz konkretes Signal für diese transatlantische Freundschaft.“

**„Die USA:
Freunde
oder Partner?
Medien-
berichte über
die NSA-
Affäre offen-
baren einen
semantischen
Kampf.“**

Verspieltes Vertrauen und verlorene Glaubwürdigkeit lassen sich nicht nur durch „richtige Worte“ wiederherstellen, sondern bedürfen vielmehr eines sich sowohl sprachlich als auch außersprachlich manifestierenden Phänomens: der Echtheit. Das Phänomen der Echtheit ist analytisch kaum zu fassen, korreliert jedoch eng mit der Authentizität, die die beteiligten Akteure sich gegenseitig zuschreiben. Authentizität kann zwar nur in Sprache durch Sprachhandlungen des Versicherns, des Sich-Verpflichtens, des Bekennens wiederhergestellt werden, sie ist im Fall der NSA-Affäre aber wesentlich durch außersprachliche Faktoren gestört worden. Insofern muss die „Reparatur“ erst einmal auf der Ebene der Taten vollzogen werden, genauer, durch Unterlassen der Abhöraktivitäten, bevor die erwähnten Sprachhandlungstypen bei den verstörten Rezipienten wieder als authentisch wahrgenommen werden können.

Was sagen die Franzosen?

Gemeinsam mit der Romanistin Verena Weiland habe ich eine stichprobenartige Vergleichsanalyse französischer Presseberichte zur NSA-Affäre vorgenommen und dabei Parallelen zur deutschen Wortskepsis festgestellt. Die folgenden Textausschnitte veranschaulichen einige Auffälligkeiten, die hierbei zutage treten.

In der Zeitung „Finyear“ (08.11.2013) wird zu einer differenzierten Haltung im Umgang mit dem Freundschaftsbegriff geraten. „Nous n'avons pas d'amis, seulement des cibles!“ („Wir haben keine Freunde, nur Ziele!“) In dieser Formulierung wird – analog zu einzelnen Befunden in der deutschen Presse – Freundschaft in idealisierter Form als zweckfrei definiert und klar abgegrenzt von strategischen Intentionen, die politischen Beziehungen zugrunde liegen. In der gleichen „Finyear“-Ausgabe ist an anderer Stelle zu lesen:

„La France peut être un ami et fidèle allié des États-Unis, mais pour la communauté du renseignement américain cela ne signifie pas grand-chose [...]“ („Frankreich kann ein Freund und treuer Verbündeter der USA sein, aber für den amerikanischen Geheimdienst hat das keine allzu große Bedeutung“).

Die beiden Bezeichnungen „ami“ und „fidèle allié“ auf der einen Seite und die behauptete Irrelevanz dieser Kategorien für den US-Nachrichtendienst auf der anderen Seite bringen eine klare Trennung zwischen persönlicher und politischer Ebene zum Ausdruck. Die von der Zeitungsredaktion gewählte Formulierung impliziert, dass die Verwendung zwischenmenschlicher Beziehungskonzepte vonseiten der Amerikaner nicht zur adäquaten Beschreibung zwischenstaatlicher Verbindungen taugt.

EZS: Die Erforschung von Sprachen

Das Europäische Zentrum für Sprachwissenschaften (EZS) ist ein Zusammenschluss der Sprachwissenschaften in der Neophilologischen Fakultät der Universität Heidelberg und dem Institut für Deutsche Sprache (IDS) in Mannheim. Es wurde 2010 von Prof. Dr. Ludwig M. Eichinger, Direktor des IDS, und den beiden Germanistik-Professoren Ekkehard Felder und Jörg Riecke gegründet. Das EZS bündelt die sprachwissenschaftlichen Forschungs- und Lehraktivitäten der beiden Einrichtungen in multilingual-europäischer Perspektive. Ziel ist es, Sprachen zum einen unter systemlinguistischen Aspekten zu erforschen und zum anderen als kulturelle und identitätsstiftende Grundformate zu verdeutlichen. Dabei gilt es angesichts der politischen Globalisierung, Phänomene des Sprachkontakts und der Mehrsprachigkeit unter Aspekten der Inter- und Transkulturalität zu berücksichtigen. Anspruch des EZS ist es, die Stellung der einzelnen Sprachen im Wandel des Gesamtgeflechts aller Einzelsprachen und ihrer Funktionen zu analysieren.

www.ezs-online.de

ESO: Sprachkritik als Spiegel des Selbstverständnisses

Die Projektgruppe „Europäische Sprachkritik Online“ (ESO) analysiert Formen der wertenden Sprachreflexion aus dem Blickwinkel verschiedener Sprachkulturen. Mit „Formen der wertenden Sprachreflexion“ sind öffentlich zugängliche Äußerungen gemeint, in denen Sprecherinnen oder Sprecher – explizit oder implizit – eine bestimmte Spracheinstellung oder ein bestimmtes Sprachverhalten als angemessene Norm festsetzen wollen beziehungsweise als unangemessen deklarieren. Diese Äußerungen werden als Spiegel des Selbstverständnisses von Sprachkulturen und von daher als Indikator für individuelle und kollektive Denkhaltungen und Verhaltensweisen gedeutet. Über die vergleichende Untersuchung von Sprachkulturen können die Forscher Konvergenzen und Divergenzen zwischen Sprachkulturen und deren (supra)nationalen Identitäts- und Mentalitätsverständnis ermitteln. Die ESO-Projektgruppe ist am Europäischen Zentrum für Sprachwissenschaften (EZS) angesiedelt und untersucht Sprachkritik derzeit am Beispiel von zunächst fünf Sprachen: dem Deutschen, Englischen, Französischen, Italienischen und Kroatischen.

www.projekteso.ezs-online.de

LANGUAGE AS A UNIFIER AND SEPARATOR

SEMANTIC BATTLES

EKKEHARD FELDER

Many researchers have investigated the European unification process. What they have not considered so far is the influence of the various national languages on this development. Our native language is a way for us to identify with our own nation and, at the same time, distance ourselves from our neighbours across the border. A common language connects us, while language barriers keep us apart. Only if each European citizen perceives the language diversity, i.e. the relationship between his native language and the languages of his neighbours, as well-balanced and psychosocially stabilising can a European unification process truly take root. And the opposite is just as true: Any imbalance may be seen as a threat.

The Heidelberg project group “Europäische Sprachkritik Online” (Critique of Language – a European Perspective) analyses discourse in European societies that reflects on the self-image of a cultural nation from a linguistic perspective that includes ascriptions and self-ascriptions. The researchers believe that reflections on one’s own language represent a focal point of a society’s specific way of thinking and cultural uniqueness. The analytical instrument of the “semantic battle” is very enlightening in this respect. It shows how speakers – whether consciously or unconsciously – prefer or reject certain terms in order to establish a way of thinking, how they define the meaning of terms to suit their own interests and how they purposely attribute an abstract concept to a specific world view by their choice of words. ●

PROF. DR EKKEHARD FELDER joined the teaching and research staff of Heidelberg University's Department of German Language and Literature in 2005 and is one of the directors of the European Linguistics Centre (EZS), which he co-founded in 2010. His special interests include the communication specific to legal contexts, debates in the life sciences that excite particular interest among the wider public, critical discourse analysis from the perspective of the history of mentalities, and variational and sociolinguistics. He received a recognition prize in 2007, the Year of the Humanities, was a fellow at the Marsilius Kolleg from 2008 to 2009, and in 2009 became a "permanent fellow" of the Stellenbosch Institute for Advanced Study (STIAS) in South Africa.

Contact: ekkehard.felder@gs.uni-heidelberg.de

“Language, and the way it is used, reveals a nation’s way of thinking and dealing with questions of identity and conflict potential.”

Auffällig ist an diesem Zitat auch, dass die beiden Ausdrücke „amis et alliés“ (Freunde und Verbündete) nicht in Opposition stehen, sondern als Paarformel vielmehr komplementär zu sehen sind. Hierfür finden sich viele weitere Beispiele, so auch eine Aussage des Präsidenten François Hollande, in der er das Ausspähen durch die NSA als „inacceptables entre alliés et amis“ (inakzeptabel unter Verbündeten und Freunden) bezeichnet. Ebenso auffällig ist, dass in diversen Textstellen ohne erkennbare Signifikanz zwischen den Ausdrücken „partenaire(s)“ und „ami(s)“ gewechselt wird. Im Unterschied zum Deutschen ist dabei keine Begriffsaufspaltung zwischen „Freunden“ und „Partnern“ zu erkennen.

Der semantische Kampf wird im Französischen – ähnlich wie im Deutschen – nicht nur als Streit um Worte ausgetragen, sondern kann durch Anführungszeichen indiziert werden, die eine gewisse Distanz des Textproduzenten signalisieren. So schreibt beispielsweise die „Europolitique“ am 31. Oktober 2013: „l’espionnage par les Etats-Unis de leurs ‚amis‘ et ‚partenaires‘“ („das Ausspähen ihrer ‚Freunde‘ und ‚Partner‘ durch die Vereinigten Staaten“). Es ist also nicht zwingend erforderlich, dass tatsächlich metasprachlich über Worte gestritten wird, es genügen mitunter Anführungszeichen als Signal der Abgrenzung.

Wirkmächtige Formulierungen

Die ausschnittshafte Analyse deutscher und französischer Presseberichte zur NSA-Affäre zeigt, wie aufschlussreich der sprachliche Zugang ist und wie wirkmächtig etablierende Formulierungsgewohnheiten unser Denken instruieren. Vergleicht man das Freundschaftskonzept im Amerikanischen, Deutschen und Französischen, fällt etwa auf, wie deutsche Medien die Ausdrücke „Freund“ und „Partner“ explizit auf einer metasprachlichen Ebene reflektieren und für eine bewusste Begriffsaufspaltung plädieren, bei der „Freund“ für den Privatbereich reserviert bleibt. In der französischen Berichterstattung indes sticht insbesondere die stark habitualisierte Verwendung der Paarformeln „amis et alliés“ heraus, ohne dass zwischen den beiden Ausdrücken differenziert würde.

Trotz gewisser Unterschiede ähneln sich beide Sprachen in der grundsätzlichen Konzeptualisierung der deutsch-beziehungsweise der französisch-amerikanischen Beziehungen. Ob dieser Befund als Ergebnis des europäischen Einigungsprozesses zu deuten ist oder das Resultat einer gemeinsamen Geschichte und Wertegemeinschaft ist, sei dahingestellt. Deutsche und französische Politiker suggerieren jedenfalls eine Perspektive der zwischenstaatlichen Beziehungen, die auf der anderen Seite des Atlantiks in dieser Form nicht geteilt wird. Erst die Sprachreflexion fördert diese Auffälligkeit zutage und macht deutlich, wie einzelsprachliche Besonderheiten zu einer völlig anderen „Weltansicht“ führen können – wie Wilhelm von Humboldt dies ausdrücken würde. ●

„Formulierungsgewohnheiten instruieren wirkmächtig unser Denken.“

KRIE G

KRIEGSWERKZEUG

ERNST JÜNGERS „IN STAHLGEWITTERN“

HELMUTH KIESEL

Kriegsverherrlichung eines begeisterten Soldaten oder dezidierte und damit abschreckende Beschreibung des blutigen Kriegshandwerks? Ernst Jüngers Selbstzeugnis „In Stahlgewittern“, das 1920 erstmals publiziert wurde, ist ebenso umstritten wie berühmt. Die sieben immer wieder überarbeiteten Fassungen des Buches offenbaren Jüngers lebenslange Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg – und seinen sich wandelnden Blick auf das grausame Geschehen.

N

Neben Erich Maria Remarques pazifistisch intendiertem Kriegsroman „Im Westen nichts Neues“ von 1929 ist Ernst Jüngers Kriegsbericht „In Stahlgewittern“ das bekannteste deutsche Kriegsbuch. Die Titelmetapher, die vermutlich nicht von Jünger selbst geprägt, sondern von dem damals angesehenen Romancier Hermann Stehr übernommen wurde, hat mit dem Buch internationale Verbreitung gefunden und ist wahrscheinlich die am häufigsten verwendete Kurzformel für das Inferno des Ersten Weltkrieges mit seinen beispiellosen Materialschlachten. Die internationale Rezeption begann bald mit Übersetzungen ins Spanische (1922), Englische (1929) und Französische (1930); weitere zwölf Übersetzungen in andere europäische Sprachen folgten. Der französische Schriftsteller André Gide notierte im Dezember 1942 nach der Lektüre in seinem Journal:

„Le livre d'Ernst Jünger sur la guerre de 14, ‚Orages d'Acier‘, est incontestablement le plus beau livre de guerre que j'aie lu; d'une bonne foi, d'une véracité, d'une honnêteté parfaite.“

Der Übersetzer einer neuen englisch-amerikanischen Ausgabe von 2012 eröffnete seine Einleitung mit dem Satz:

„‘Storm of Steel’ is one of the great books of World War I, if not the greatest.“

In Deutschland selbst wird Jüngers Kriegsbuch weniger rühmend genannt. Hier verwendet man zu seiner wertenden Charakterisierung vorzugsweise die Attribute „umstritten“ und „berühmt-berüchtigt“. Das ist vor allem auf zwei Faktoren zurückzuführen:

Zum einen sind die „Stahlgewitter“ das Dokument eines Krieges, an den man sich in Deutschland anders als in anderen europäischen Ländern sehr ungern erinnert, und zwar nicht nur, weil er für Deutschland in einem Desaster endete. Vielmehr mussten es sich die Deutschen ja auch gefallen lassen, dass ihnen mit dem Paragraphen 231 des Friedensvertrags von Versailles und mit der begleitenden „Mantelnote“ der Alliierten – wohl zu Unrecht, wie die gegenwärtige internationale Historiographie zeigt – die Alleinschuld am Ersten Weltkrieg angelastet wurde. Damit wurden sie für einen Krieg verantwortlich gemacht, der, wie es in der „Mantelnote“ heißt, das „größte Verbrechen gegen die Menschheit und gegen die Freiheit der Völker“ war, „welches eine sich für zivilisiert ausgebende Nation jemals mit Bewusstsein begangen hat“.

Und nicht genug damit: Der Erste Weltkrieg gilt nach dem viel zitierten Wort des amerikanischen Historikers George F. Kennan als die „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts, aus der alle weiteren Katastrophen hervorgegangen sein



PROF. DR. HELMUTH KIESEL wurde 1991 auf den Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturgeschichte mit dem Schwerpunkt Literarische Moderne an die Universität Heidelberg berufen. Zuvor war er als Gastdozent in St. Louis/Missouri (USA) tätig und hatte eine erste Professur in Bamberg inne. Helmut Kiesel's Forschungsschwerpunkt ist die deutsche Literatur der Weltkriegszeit (1914–1945) im europäischen Kontext. 2010 publizierte er Ernst Jüngers „Kriegstagebuch 1914–1918“ und 2013 das darauf basierte Kriegsbuch „In Stahlgewittern“ in einer „historisch-kritischen Ausgabe“. Die Arbeit an beiden Editionen wurde durch die Fritz-Thyssen-Stiftung gefördert.

Kontakt: helmuth.kiesel@gs.uni-heidelberg.de

„Die Stahlgewitter sind das Dokument eines Krieges, an den man sich in Deutschland sehr ungern erinnert.“

sollen. Die „bellizistischen“ „Stahlgewitter“, die immer wieder in neuen und modifizierten Auflagen – darunter 1924 in einer als „nationalistisch“ bezeichneten – erschienen, sollen in diesem unheilvollen Zusammenhang eine stimulierende Rolle gespielt haben.

Damit ist der zweite Faktor genannt: Die „Stahlgewitter“ sind in der Tat ein intentional „bellizistisches“ Buch. Der 1895 in Heidelberg geborene Verfasser, der sich als Abiturient nach der Ausrufung der Mobilmachung sofort freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hatte und während des Krieges zum Leutnant aufgestiegen war, vertrat mit den „Stahlgewittern“ und anderen Kriegsschriften die Meinung, dass Kampf prinzipiell zum Leben gehöre und Krieg ein nie zu eliminierender Modus des menschlichen Zusammenlebens und der geschichtlichen Entwicklung sei. Daraus folgte für ihn, dass er den Krieg nicht einfach verurteilte, sondern als Gegebenheit hinnahm und als Moment der Bewährung betrachtete, ja glorifizierte. Die „Stahlgewitter“ sollten ein Heldenbuch und ein Bekenntnis zum Kriegseinsatz sein. Sie sollten zeigen, dass der Verfasser und zahllose Kameraden sich in diesem keineswegs verbrecherischen „Großen Krieg“ sowohl heldenhaft als auch ehrenhaft geschlagen hatten; die Alleinschuldthese hat Jünger nie akzeptiert.

Bei all dem sind die „Stahlgewitter“ zunächst einmal ein fast einzigartiges Selbstzeugnis aus dem Ersten Weltkrieg. Als sie 1920 erstmals erschienen, trugen sie den Untertitel „Aus dem Tagebuch eines Stoßtruppführers“, und in der Tat beruhen sie auf einem Tagebuch, das Jünger vom Beginn seines Kriegseinsatzes am 30. Dezember 1914 bis zu seiner letzten Verwundung Ende August 1918 kontinuierlich führte. Es gibt kein anderes Front-Tagebuch von ähnlicher zeitlicher Länge und Dichte der Eintragungen, und da es in Jüngers Nachlass im Deutschen Literaturarchiv Marbach einsehbar ist (und seit 2010 im Druck vorliegt), kann man den Realitätsgehalt der „Stahlgewitter“ leicht überprüfen. Ebenso kann man nun die Prozeduren der Literarisierung oder Ästhetisierung, der Verdichtung und Modifikation der äußerlichen Vorgänge und psychischen Reaktionen genau beobachten. Ein Beispiel: Im originalen Kriegstagebuch hielt Jünger unter dem Datum des 25. August 1918 fest, der Bataillonskommandeur habe vor dem Antritt zum letzten, schon aussichtslosen Sturm zu den Kompanieführern gesagt: „Meine Herren, ich habe Ihnen eine traurige Mitteilung zu machen, wir greifen an.“ In den „Stahlgewittern“ aber heißt es, wie es sich für ein Heldenbuch gehört, „die ernste Mitteilung“.

Der Autor als Täter

Als „Tagebuch“ stehen die „Stahlgewitter“ in der Ich-Form. Das unterscheidet sie von den meisten anderen berühmten Kriegsbüchern. Henri Barbusse's „Le Feu“/„Das Feuer“ (1918) steht als „Tagebuch einer Korporalschaft“ weitgehend in

der Er- oder Wir-Form, und nur selten tritt der Erzähler ausdrücklich als „Ich“ in Erscheinung. Ähnliches gilt für Roland Dorgèles' „Les Croix de Bois“/„Die hölzernen Kreuze“ (1919) und für James B. Whartons „Squad“/„U.S.A. an der Front“ (1928), für Werner Beumelburgs „Gruppe Bosemüller“ (1929) wie für Remarques „Im Westen nichts Neues“ (1929).

Alle diese Bücher sind Romane, die nicht von einem Einzelnen, sondern von einer Korporalschaft oder Gruppe von Soldaten handeln, und dies hat weitreichende Konsequenzen nicht nur für die Konzeption, sondern auch für die Rezeption, insbesondere für die ethische Bewertung der Werke und ihrer Autoren. Die Romane genießen den Schutz der Fiktion: Das Geschehen gilt prinzipiell als erfunden; niemand betrachtet und inkriminiert den Autor oder Erzähler, wenn nicht besondere Indizien es nahelegen, als realen Täter. Zudem wird alles, was getan und erlebt wird, auf mehrere Personen verteilt, die vom Leser wie schon vom Erzähler mit unterschiedlicher Sympathie bedacht werden.

Jünger hingegen spricht immer im eigenen Namen und wird für alles, was er getan und gedacht hat, für Rühmliches und Unrühmliches, vom Rezipienten persönlich haftbar gemacht. Dies ist mit ein Grund für die heftigen Reaktionen von Verurteilung und Abscheu, die die „Stahlgewitter“ hervorgerufen haben und bis heute hervorrufen. Hier wird nicht geschrieben, dass Soldaten, die man nicht so genau kennt, sich mit scharf geschliffenen „Küchenmessern“ für den Kampf bestücken und auf dem Höhepunkt der Schlacht „in wilder Wut jubeln“ (Barbusse, „Das Feuer“). Hier schreibt einer, dass er selber von einer rauschhaften Vernichtungswut ergriffen wurde und mehrfach getötet hat, nicht nur in der Schlacht, in der das eigene Leben auf dem Spiel stand, sondern auch in Momenten, in denen er sich nicht in einer Sturm- oder Verteidigungssituation befand, sondern jener militärischen Logik gehorchte, die verlangte, dass der Feind bei jeder sich bietenden Gelegenheit vernichtet werden müsse.

Für den Rezipienten wird dies zur Herausforderung, weil er sich bei der Lektüre dieses nicht-fiktionalen „Tagebuchs eines Stoßtruppführers“, dessen Verfasser mit Namen und Dienstgrad für die Wahrheit des Berichts bürgt, in ganz anderer Weise als bei den romanhaften Darstellungen mit der mörderischen Realität des Krieges auseinandersetzen muss: Der Berichterstatter oder Erzähler steht nicht nur als Zeuge oder als Ankläger vor dem Rezipienten, sondern als Akteur oder Täter, und verlangt als Zeitgenosse oder – nach seinem Tod – als Autor von Rang Stellungnahme. Diese gestaltet sich, wenn man nicht gleich den ersten Impulsen zur Ablehnung und Verurteilung folgt, sondern historische und situative Gerechtigkeit walten lassen will, nicht einfach.

„Hier schreibt einer, dass er selber von einer rauschhaften Vernichtungswut ergriffen wurde und mehrfach getötet hat.“

Auch hierfür ein Beispiel: Im Kapitel „Der Somme-Rückzug“ schildert Jünger die Eliminierung eines englischen Soldaten, die nicht etwa durch eine von diesem ausgehende Bedrohung geboten war, sondern nur durch die militärische Logik, die die Vernichtung des Gegners unter allen Umständen verlangte:

„Am Vormittag schlenderte ich durch meinen Graben und sah [...] einen Engländer, der hinter der dritten feindlichen Linie über Deckung ging und sich in seiner khakibraunen Uniform scharf vom Horizont abzeichnete. Ich riss dem nächsten Posten das Gewehr aus der Hand, stellte Visier sechshundert, nahm den Mann scharf aufs Korn, hielt etwas vor den Kopf und zog ab. Er tat noch drei Schritte, fiel dann auf den Rücken, als ob ihm die Beine unter dem Leib fortgezogen wären, schlug ein paarmal mit den Armen und rollte in ein Gratenloch, aus dem wir durch das Glas noch lange seinen braunen Ärmel leuchten sahen.“

Auf den ersten Blick erscheint dieser Vorgang als ein Akt monströser Boshaftigkeit. Und doch zeigt die internationale Kriegsliteratur – etwa die ebenfalls in Ich-Form geschriebenen Kriegserinnerungen des englischen Dichters Robert von Ranke-Graves („Good-Bye to All That“, Strich drunter“, 1929) –, dass dergleichen zur ganz „normalen“ Brutalität jener Zeit gehörte. Was Jüngers Bericht von diesen wie von anderen Kriegsdarstellungen jedoch abhebt, ist der Umstand, dass er sich selber als Tötenden zeigt und dass er den Blick nicht von den Opfern nimmt – aber nicht, um sich daran zu weiden, wie ihm Kritiker vorwarfen, sondern um sich den Folgen des eigenen Handelns mit ganzem Bewusstsein zu stellen.

Poetisch und sachlich zugleich

Die „Stahlgewitter“ sind einerseits von der Absicht bestimmt, einen persönlichen „Heldenbericht“ und zugleich ein „Heldengedenkbuch“ für die Gefallenen zu schreiben; dem entspricht die heroische Diktion, die durch die Tradition der großen europäischen Heldenepen von Homer über die Isländer-Sagas bis zu Ariosts „Orlando furioso“ inspiriert ist. Andererseits wollte Jünger aber auch, wie er im Vorwort zur Erstausgabe ausdrücklich sagt, „sachlich“ darstellen, „was ein Infanterist als Schütze und Führer während des großen Krieges [...] erlebt und was er sich dabei gedacht hat“. Dem verdankt sich der realistische Zug der „Stahlgewitter“, der sich in einer ungewöhnlichen Präzision der Schilderungen nicht nur der äußerlichen Vorgänge, sondern auch der psychischen Reaktionen und Befindlichkeiten zeigt.

Charakteristisch für die „Stahlgewitter“ ist daneben die Tendenz, die Dinge durch Metaphorisierungen („Wellen des Angriffs“) und Vergleiche („wie eine Sturmflut“) anschaulich zu machen und in ihrer emotionalen Wirkungs-

kraft zu steigern. Dies wurde oft als Ästhetisierung kritisiert, die den wahren Charakter des Krieges verschleierte und beschönigte, indem sie ihn nicht als böses Menschenwerk zeige, sondern als erhabenen Naturvorgang erscheinen lasse. Allerdings hat diese Kombination aus sachlicher und poetischer Darstellungsweise auch Bewunderer gefunden, nicht zuletzt in Erich Maria Remarque, der sich für seinen Roman „Im Westen nichts Neues“ an den „Stahlgewittern“ schulte und sie 1928 sowohl für ihre sachliche Präzision als auch für ihre emotionale Eindrucksstärke rühmte.

Jünger hat sein Kriegsbuch von 1920 bis 1978 sechsmal überarbeitet, sodass es in sieben leicht divergierenden Fassungen vorliegt. Von bemerkenswerter inhaltlicher Bedeutung war die zweite Überarbeitung, die zur dritten Fassung von 1924 führte. Mit ihr versuchte Jünger, der im Krieg völlig unpolitisch geblieben war und keinerlei Chauvinismus hegte, seinem „Kriegserlebnis“ einen politischen und näherhin nationalistischen Sinn zu geben, indem er behauptete, in diesem verlustreichen und schließlich verlorenen Krieg sei ihm die Bedeutung der Nation aufgegangen, für die zu kämpfen und zu sterben nicht umsonst gewesen sei und nicht umsonst sein werde. Bei der dritten Überarbeitung in den Jahren 1930 bis 1933, die zur vierten Fassung von 1934 führte, hat Jünger diese nationalistischen Einfügungen wieder gestrichen, weil er die „Stahlgewitter“ der propagandistischen Verwendung durch die Nationalsozialisten möglichst entziehen wollte.

Unterschiedliche Lesarten

In der wirkungsreichen Fassung von 1924, in der die „Stahlgewitter“ einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurden, ist das Buch also dreifach motiviert (heroisch, sachlich, nationalistisch), was auch zu einer Kombination unterschiedlicher Nomenklaturen und Redestile führte. Aus all dem resultierte ein außerordentlich nuancenreiches Kriegsbuch, dessen Lektüre sehr unterschiedliche Eindrücke und Urteile hervorrief. Es war bezeichnenderweise ein schweizerischer, vom Krieg gleichsam abgehaltener Offizier, der 1921/22 in der „Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung“ zweimal darauf hinwies, dass die „Stahlgewitter“ aufgrund ihrer „lebendigen“ und psychologisch eindringlichen Darstellung der Kriegserfahrung bestes „Bildungsmaterial“ für angehende Offiziere seien. Ähnliches stand auch in deutschen Militärblättern, und in der Zeitschrift „Deutsches Volkstum“ wurden die „Stahlgewitter“ 1924 und 1926 als Manifestation eines heroischen und bellizistischen Nationalismus gefeiert. Auch diese Indizierungen blieben im Bewusstsein haften und bestimmten, durch die Literaturgeschichtsschreibung aktualisiert, die Einschätzung der „Stahlgewitter“ noch in späteren Jahrzehnten.

Indessen ist die nationalistisch-bellizistische Rezeptionsweise nicht die einzige, ja nicht einmal die eindeutig überzeugende. Eine genauere Sichtung der Wirkungszeugnisse

„Die Urteile zu Jüngers Kriegsbericht könnten unterschiedlicher nicht ausfallen: Den einen gilt er als kriegsverherrlichend, den anderen als Anklage gegen den Krieg.“

ERNST JÜNGER'S STORM OF STEEL

THE TOOLS OF WAR

HELMUTH KIESEL

Ernst Jünger, born in Heidelberg in 1895, volunteered for military service immediately at the start of World War I and was quickly promoted to lieutenant. Following a number of deployments as leader of an assault detachment – which drew a great deal of attention – and a final, severe injury in late August 1918, Jünger was awarded the highest Prussian war decoration “Pour le Mérite”. He kept a diary in which he described his impressions of trench warfare and the battles of attrition at the Western Front. His resulting report *Storm of Steel* (In *Stahlgewittern*, 1920) is – next to Erich Maria Remarque’s novel *All Quiet on the Western Front* (Im Westen nichts Neues, 1928/29) – the most well-known German war book.

Jünger revised *Storm of Steel* six times in order to add more detail and optimise his style, but also, as he said, to bring the existential meaning of his war experience into greater focus. These revisions were influenced by the historical and political changes between 1920 and 1978, which prompted Jünger to reconsider his attitude to World War I and to war in general. *Storm of Steel* is therefore not only a unique document of a man’s four-year stint in the trenches, it also chronicles the same man’s lifelong struggle to come to grips with the war and his own role in it.

The author tracks the revisions in detail and documents the impact history of this frequently shocking book, often labelled “notorious” or “controversial” in Germany. What is surprising is that around 1930, left-wing and pacifist intellectuals in particular saw *Storm of Steel* as a book with the potential to promote pacifist ideas. ●

PROF. DR. HELMUTH KIESEL joined Heidelberg University in 1991 as professor of modern German literature with a focus on literary modernism. Before transferring to Heidelberg, he was a guest lecturer in St. Louis/Missouri (USA) and held his first chair at Bamberg University. Professor Kiesel's research focuses on German literature during and between the two world wars (1914–1945) in a European context. In 2010 he published Ernst Jünger's *Kriegstagebuch 1914–1918* (War Diary 1914–1918), followed in 2013 by a historical-critical edition of *Storm of Steel*, the book that is based on Jünger's war diary. His work on the two editions was supported by the Fritz Thyssen Foundation.

Contact: helmuth.kiesel@gs.uni-heidelberg.de

“Storm of Steel documents author Ernst Jünger’s lifelong struggle with his experiences during World War I. Jünger revised his book six times, not just for reasons of style, but also to reflect his own changing attitude towards war.”

aus der Zeit um 1928, in der die „Stahlgewitter“ im Zuge einer allgemeinen Renaissance von Weltkriegs-Literatur erhöhte Aufmerksamkeit fanden, führte zu dem erstaunlichen Ergebnis, dass Jüngers Werk ausgerechnet von linken und pazifistischen Intellektuellen als ein gegen den Krieg gewendetes Buch gewertet wurde. Erich Maria Remarque sagte 1929 in einem Interview mit der Pariser Zeitschrift „Revue d'Allemagne“, er finde, dass die Bücher von Ernst Jünger und Ludwig Renn „einen noch größeren pazifistischen Einfluss ausüben als alle anderen“. Johannes R. Becher, Mitglied der KPD und Vorsitzender des Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller, schrieb im Vorwort zu einer BPRS-Anthologie über den Krieg:

„In ‚Stahlgewittern‘ ist das unbarmherzigste, das brutalste und nackteste Kriegsbuch. Um so wertvoller für uns, dass es von einem Offizier, einem Kriegsbejäger, geschrieben ist. Daran ändert auch nichts der ‚Nationalismus‘, für den es zeugen soll, denn diese Gesinnung wirkt schemenhaft und aufgeklebt.“

Der jüdisch-deutsche Rechtsanwalt Paul Levi, der nach der Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg kurzfristig Vorsitzender der KPD gewesen war und ab 1924 der SPD-Fraktion des Reichstags angehörte, äußerte 1930 im Berliner „Tage-Buch“, einer linksbürgerlichen Zeitschrift für Politik und Kultur:

„Den Schrecken des ganzen Erlebens [im Krieg] hat vielleicht keiner so geschildert, kaum ist eine furchtbare Anklage gegen den Krieg geschrieben als dieses Buch eines Mannes, der zum Kriege ‚positiv‘ eingestellt ist.“

Hans Sochaczewer, ein damals bekannter jüdisch-deutscher Schriftsteller, der 1929 einen Roman über „Menschen nach dem Kriege“ vorgelegt und zu dessen Vorbereitung die nationalistische Literatur studiert hatte, schrieb im Juli 1931 in der Zeitschrift „Die Literatur“:

„Ich habe gefunden, dass die Werke des begabten Nationalsozialisten [was falsch ist: Jünger war kein Nationalsozialist! H. K.] Ernst Jünger am meisten pazifistisch wirken [...]. Bei allem Grauen, das aus den Büchern etwa der Remarque, Köppen, Frey den Leser befällt; den Wunsch ‚Nie wieder Krieg!‘ können gerade die Erzählungen des Ernst Jünger und seiner Kameraden eingeben.“

Wandelnde Motive

Die „Stahlgewitter“ sind nicht nur ein Dokument der Erfahrung des Ersten Weltkrieges; sie sind auch ein Dokument einer lebenslangen Auseinandersetzung mit dieser Erfahrung und mit diesem Dokument. Jünger hat die „Stahlgewitter“ nicht nur aus stilistischen Gründen sechsmal überarbeitet, sondern auch, weil sich seine Haltung gegenüber dem Krieg änderte. Bis in die dreißiger

Jahre hinein betrachtete er den Krieg als ein produktives Mittel der geschichtlichen Auseinandersetzungen. Danach verschärfte sich sein Blick für die destruktiven Wirkungen, die er nun auch nicht mehr in Abrede stellte, sondern zu bedauern begann.

Auf signifikante Weise zeigt sich dies in der Überarbeitungsgeschichte der „Stahlgewitter“: In keiner der ersten fünf Fassungen findet sich das Wort „Trauer“, und in einem anderen Kriegsbuch, dem 1925 erschienenen „Wäldchen 125“, stellte Jünger mit Blick auf die großflächige Verwüstung der nordfranzösischen und flandrischen Front-Gebiete fest, angesichts des geschichtlichen Kampfes, der hier ausgetragen werde, müsse man „die Trauer verbannen, denn Äcker werden wieder bestellt, Dörfer wieder gebaut und Menschen mehr gezeugt, als nötig sind“. In den Tagebüchern hingegen, die Jünger im Zweiten Weltkrieg schrieb, verwendete er die Vokabeln „Trauer“ und „Tristitia“ mehrfach, um seinen emotionalen Zustand angesichts des neuen Krieges zu beschreiben. Und schließlich bekannte er sich auch mit den „Stahlgewittern“ zur Trauer: Bei der fünften Bearbeitung um 1959, die zur sechsten Fassung von 1961 führte, stellte sich in der Erinnerung an einen von Jünger getöteten englischen Offizier das Wort „Trauer“ ein. Im Kapitel „Die Große Schlacht“ heißt es dort:

„Der Staat, der uns die Verantwortung abnimmt, kann uns nicht von der Trauer befreien; wir müssen sie austragen. Sie reicht tief in die Träume hinab.“ ●

UNIFORM



EIGENSINN

UNIFORM & EIGENSINN

ZUR KENNTLICHKEIT VERZERRT

SABINE HOHNHOLZ, THOMAS RÖSKE & MAIKE ROTZOLL

Die Heidelberger Sammlung Prinzhorn bewahrt rund 6.000 künstlerische Werke, die zwischen den Jahren 1845 und 1930 in psychiatrischen Anstalten entstanden sind. Der Bestand ist eine einzigartige historische Quelle für ein ebenso einzigartiges Projekt: Derzeit wertet ein interdisziplinäres Forscherteam die Kunstwerke der Patienten nach Reaktionen auf Militarismus und Ersten Weltkrieg aus. Dabei zeigt sich, dass die eigenwilligen künstlerischen Antworten der Anstaltsinsassen ein weites Spektrum gesellschaftlicher Stimmungen und Einstellungen widerspiegeln, die sie bündeln und konzentrieren und damit „zur Kenntlichkeit verzerren“.

Abbildung

Jakob Mohr (1884 bis nach 1935):
„Seine Heiligkeit der König der
Märtyrer und Kaiser der Kultur“,
entstanden im Jahr 1915



SABINE HOHNHOLZ arbeitet seit dem Jahr 1987 als wissenschaftliche Mitarbeiterin des Museums „Sammlung Prinzhorn“. Seit 2001 baut sie das Archiv und die Sammlungsdocumentation des Museums auf. Von 2007 bis 2009 leitete die Kulturwissenschaftlerin die europäische Wanderausstellung „Sammlung Prinzhorn“ in Stavanger (Norwegen), Prag (Tschechien) und Stift Admont (Österreich). Im Fokus ihres wissenschaftlichen Interesses steht unter anderem der Maler und Architekt Paul Goesch, dessen Biographie und Werk sie erforscht.

Kontakt: sabine.hohnholz@med.uni-heidelberg.de



DR. THOMAS RÖSKE leitet seit dem Jahr 2002 das Museum „Sammlung Prinzhorn“ des Universitätsklinikums Heidelberg. Der promovierte Kunsthistoriker arbeitete von 1993 bis 1999 als Hochschulassistent am Kunstgeschichtlichen Institut der Universität Frankfurt, 2001 kam er als Ausstellungskurator an die Sammlung Prinzhorn. Seit 2012 ist Thomas Röske Präsident der „European Outsider Art Association“. Er hat zahlreiche Publikationen zu Kunst und Psychiatrie, zur „Outsider Art“ und zur Kunst des 20. Jahrhunderts veröffentlicht.

Kontakt: thomas.roeske@med.uni-heidelberg.de



DR. MAIKE ROTZOLL ist Fachärztin für Psychiatrie und Medizinhistorikerin. Im Jahr 2005 kam sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin an das Institut für Geschichte der Medizin Heidelberg, seit 2009 ist sie Akademische Oberrätin. Von 1991 bis 2001 war Maike Rotzoll am Psychiatrischen Universitätsklinikum Heidelberg tätig, von 2002 bis 2005 arbeitete sie im DFG-Forschungsprojekt „Zur wissenschaftlichen Erschließung und Auswertung des Krankenaktenbestandes der NS-„Euthanasie-Aktion T4““. Publikationen zur Medizin in der frühen Neuzeit sowie zur Psychiatriegeschichte im 19. und 20. Jahrhundert belegen ihre wissenschaftliche Leistung.

Kontakt: maike.rotzoll@histmed.uni-heidelberg.de



Der Gärtner Jakob Mohr saß seit dem Jahr 1910 in der Heidelberger Universitätsklinik ein, weil er sich von übelwollenden Kräften mit Strahlen beeinflusst glaubte. Auf seinem Bildnis (siehe Abbildung auf Seite 124) sendet er selbst Strahlen aus. Jakob Mohr, geboren im Jahr 1884 und verstorben nach 1935, hat sich in herrscherlicher Paradeuniform, umkränzt von Eichenlaub, dargestellt. Die Uniform steht für eine höhere Identität, die der des Gärtners diametral entgegenstand, zumal er mit seiner Internierung in einer psychiatrischen Institution jegliches gesellschaftliche Ansehen verloren hatte. Ihm blieb nur noch die Phantasie einer geachteten Rolle, zeichnerisch ausgestaltet in der Würdeformel eines Porträtmaltes und in Gestalt eines höchsten Uniformträgers. Was Mohrs Phantasie überzeichnet, wurde vielfach Wirklichkeit: Militärische Karrieren meist unterer Ränge erschienen häufig als die einzige Möglichkeit, prekäre Existenzen abzusichern und soziale Achtung zu erlangen – wenn auch ohne Strahlenkranz.

Die bei Jakob Mohr zu beobachtende Sehnsucht nach Teilhabe an der militärisch geprägten Gesellschaft lässt sich auch für weitere psychiatrische Anstaltsinsassen vermuten. Bislang jedoch ist kaum erforscht, wie die fern der Front lebenden Patienten die Themen Militär und Krieg wahrgenommen und verarbeitet haben. Die medizinhistorische Forschung zum Ersten Weltkrieg hat sich weitgehend auf die Militärpsychiatrie konzentriert; die Kunstgeschichte wiederum hat sich bisher fast ausschließlich mit den Werken bekannter Künstler beschäftigt, die sich mit dem Krieg auseinandersetzen, und nicht mit den Werken sogenannter Außenseiter. Diese Lücke will nun das interdisziplinäre Forschungsprojekt „Uniform und Eigensinn“ der Heidelberger „Sammlung Prinzhorn“ schließen. Basis sind die künstlerischen Werke der Anstaltsinsassen, ihre Briefe, Gedichte, Prosatexte oder Kompositionen und die psychiatrischen Krankengeschichten.

Bereits beim ersten Sichten der Sammlung Prinzhorn erwies sich ihr Bestand als erstaunlich ergiebig: In mehr als 500 der rund 6.000 Werke finden sich Antworten der Anstaltsinsassen auf Militarismus und Weltkrieg. Neben thematisch passenden Zeichnungen, Malereien und Skulpturen stößt man auf eigensinnige und originelle Arbeiten

1



Abbildung 1
Adolf Nesper (1879 bis nach 1914):
„Es braust ein Ruf wie Donnerhall“,
entstanden zwischen 1905 und 1914

Abbildung 2
Emil von Thümen (1876–1914):
„Als der liebe Gott auf Erden ging“,
undatiert



2



3

4



5, 6

Abbildung 3

Hermann Walter (1881 bis 1919):
ohne Titel, undatiert

Abbildung 4

Johann Karl Genzel (1871 bis 1925):
„Militarismus“, vor 1920

Abbildung 5 und 6

Adam Ginand (1853 bis 1925):
„Krieg“ und „Friede“, entstanden 1919

„Die künstlerischen Antworten der Anstaltsinsassen auf Militarismus und Krieg bündeln, konzentrieren und entlarven gesellschaftlich Allgegenwärtiges.“

oder auf solche, die dem konventionellen Zeitgeschmack entsprechen. In der Psychiatrie entstanden, spiegeln die Werke ein weites Spektrum gesamtgesellschaftlicher Stimmungen und Einstellungen wider und bieten einen ungewöhnlichen Einblick in den „Irrsinn“ der gesellschaftlich-militärischen „Normalität“. Die Patienten-Künstler spitzen immer wieder Aspekte mit eigenen ästhetischen Lösungen in ihrer Aussagekraft zu und verzerren sie dadurch „zur Kenntlichkeit“. Sie bündeln, konzentrieren oder entlarven – wenn auch oft unfreiwillig – gesellschaftlich Allgegenwärtiges.

Spiegel der Gesellschaft

Die aus der gesellschaftlichen Norm gefallenen Menschen wurden meist in ländlicher Abgeschiedenheit der Zwangsgemeinschaft einer Irrenanstalt zugeführt. Bewährte Mechanismen aus Gefängnis und Militär regelten ihr massenhaftes Verwahren. Mit der Abschiebung in den externen gesellschaftlichen Mikrokosmos beugten sich die Insassen unter Aufgabe ihrer Privatsphäre einem kollektiven Tagesplan und ärztlichen (Zwangs-) Maßnahmen. Einige von ihnen begannen in diesem Umfeld zu zeichnen, zu schreiben, zu komponieren und zu schnitzen.

Die dabei verwendeten tradierten militaristischen Sprachelemente und Zeichen erfüllen unterschiedliche und ambivalente Funktionen. Das Militär kann als stabilisierende oder als zerstörende Macht Teil der Lebensgeschichte sein. So beschreiben ehemalige Soldaten in Tagebüchern und Briefen brutale Übergriffe von Offizieren als Quelle ihres psychischen Leidens. Andere fordern stabsärztliche Untersuchungen, um dem Anstaltsarzt seine mangelnde Glaubwürdigkeit und Kompetenz nachzuweisen. Szenen aus dem soldatischen Alltag begegnen dem Betrachter in einer hermetisch verschlossenen Bildsprache oder als nicht affirmative Darstellung. Eigenhändig gebundene Bücher vereinen Herrscherbildnisse mit erotischen Szenen, Segenswünsche mit Mordaufrufen. Staatsmänner, Offiziere und Generäle sind in Skizzenbüchern und Heften, auf Zeichen- und Toilettenpapier oder kostbar in Öl porträtiert, Uniformen lustvoll ausgeschmückt, etwa mit selbst gefertigten Orden. Daneben entstanden Militärmärsche und -gedichte. Kampfschilderungen mit mythologischem Bezug sind ebenso zu finden wie der Alltagskultur entlehnte Bildergeschichten. Selten melden sich Frauen zu Wort – und wenn, dann meist nur mit Bewunderung oder Liebe. Männer dagegen konstruieren technisch fantasievoll Gewehre, Kanonen, Flugzeuge und Unterseeboote. Sie erzählen Kriegserlebnisse, planen ihre Befreiung aus der Anstalt oder hoffen auf einen günstigen Kriegsverlauf.

Der soziale Militarismus der Zivilgesellschaft im Deutschen Kaiserreich trug eine beträchtliche identitätsstiftende Kraft in sich. Die Ausrichtung aller gesellschaftlichen Schichten an militärischen Wertvorstellungen, die Möglichkeit des

sozialen Aufstiegs durch eine Karriere im Heer, auch das große Interesse des Militärs an technischen Erfindungen waren typisch deutsche Phänomene, die ganz unmittelbar in die Sozialisierung eines jeden Bürgers eingriffen. An diesen Wertvorstellungen orientierte sich die gesellschaftliche Kommunikation. Der Militarismus war Gegenstand der kreativen Auseinandersetzung und zugleich zuverlässiges und bewährtes Mittel zur Kommunikation mit der Außenwelt. Die nachfolgend beschriebenen Kunstwerke sollen diese Zusammenhänge noch einmal exemplarisch aufzeigen.

Ein Anstaltsinsasse prophezeit den Krieg

Über einem friedlichen Stadtrand mit Bäumen, Denkmal und Passanten erscheint am Abendhimmel ein Bild in dunklem Blau und Rot (siehe Abbildung 1 auf Seite 127): Fünf Uniformierte reiten vom rechten Bildrand zwei Ordenssternen entgegen. Zwischen der Erscheinung und Telegraphendrähten vermitteln einige weibliche Wolkenfiguren, drei Baluster und ein Boot mit acht Insassen. Links oben blickt ein Bärtiger in Halbfigur aus einem Rahmen dem Geschehen entgegen; sein Pfeifenrauch geht in die Wolkenmasse über – oder erzeugt er sie sogar?

Adolf Nesper (1879 bis nach 1914) überschreibt seine Darstellung von 1906 mit den Worten: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ – ein programmatisches Zitat aus dem Gedicht „Die Wacht am Rhein“ aus dem Jahr 1840 von Max Schneckenburger. Nach seiner Vertonung im Jahr 1854 gewann das Gedicht zunehmend an Popularität, vor allem seit dem Deutsch-Französischen Krieg 1870/1871. Nesper, ab dem Jahr 1902 in psychiatrischen Anstalten, war von einem neuerlichen großen Krieg mit dem Nachbarn überzeugt, sehnte ihn sogar herbei, weil er meinte, „unrechtmäßig“ festgehalten zu werden. Die Malerei diene ihm zur Ausgestaltung einer Vision, durch den blauen Dunst der Pfeife an ihn selbst geknüpft.

Göttliches Militär

Als Sohn eines preußischen Hauptmanns identifizierte sich Emil von Thümen (1876–1914) mit dem kaiserlichen Heer, auch als seine „carrière“ längst gescheitert war. Noch in der Psychiatrie, im Kurhaus Neckargemünd oder später im „Tannenhof“ bei Remscheid, sah er sich auf der „richtigen Seite“, glaubte sich als Kriegsgefangener von Anarchisten oder erwartete die ärztliche Visite in militärischer Haltung. Die Teilnahme an der Welt des Vorkriegs-Kaiserreichs mit ihren glänzenden Uniformen und feierlichen Militärparaden blieb dem Anstaltsinsassen verwehrt, nur in seinen Zeichnungen verschaffte er sich Zugang. Die unerfüllten Träume bannte er in ein Konvolut von Uniformzeichnungen. „Als der liebe Gott auf Erden ging, wählte er preußische Militäruniform“, ist eine der eleganten Zeichnungen überschrieben (siehe Abbildung 2 auf Seite 127). Gottes Inkarnation in Uniform –

„In der Psychiatrie entstanden, bieten die Werke einen ungewöhnlichen Einblick in den Irrsinn der gesellschaftlich-militärischen Normalität.“

Eine einzigartige Sammlung

Der Heidelberger Arzt und Kunsthistoriker Hans Prinzhorn (1886–1933) baute in den Nachkriegsjahren des Ersten Weltkrieges eine einzigartige Sammlung von Werken auf, die zwischen 1845 und 1930 in psychiatrischen Anstalten vorwiegend des deutschen Sprachraums entstanden waren. Sie stammen von Insassen, die damals die undifferenzierte Diagnose „dementia praecox“ oder „Schizophrenie“ erhielten. Das Museum „Sammlung Prinzhorn“ des Universitätsklinikums Heidelberg zeigt die etwa 6.000 Werke umfassende historische Sammlung, darunter Zeichnungen, Aquarelle, Texte sowie textile Arbeiten und Holzskulpturen. Hinzu kommen rund 13.000 seit dem Jahr 1945 neu erworbene Objekte.

Mit ihrem weltweit unvergleichlichen Bestand bietet die Sammlung Prinzhorn eine breite Basis für das aktuelle Forschungsprojekt „Uniform und Eigensinn“. Es wurde im Jahr 2012 gemeinsam mit dem Institut für Geschichte und Ethik der Medizin der Universität Heidelberg und dem Militärhistorischen Museum in Dresden begonnen. Seit April 2013 wird das Projekt von der Stiftung Volkswagenwerk gefördert; im Februar 2015 soll es mit einer Tagung in der Sammlung Prinzhorn enden.

Der Öffentlichkeit werden die Ergebnisse der Forschungsarbeiten ab Juni 2014 unter dem Titel „Krieg und Wahnsinn“ im Militärhistorischen Museum Dresden präsentiert. In der Sammlung Prinzhorn wird die Ausstellung ab Oktober 2014 unter der Überschrift „Uniform und Eigensinn“ zu sehen sein.

www.prinzhorn.ukl-hd.de

satirisch oder blasphemisch dürfte von Thümen dies kaum gemeint haben. Für ihn waren das Gottesgnadentum, die göttliche Aura und Allmacht des Kaiserlichen auf das preußische Militär übergegangen. Sein Gott in Uniform wirkt grotesk, doch hatten sicherlich auch „normale“ Zeitgenossen die Tendenz, das Militärische religiös zu überhöhen.

Handel mit Militärpostkarten

Hermann Walter (1881–1919) wurde bereits in seinem elften Lebensjahr in die Provinzialanstalt für Schwachsinnige im ostpreußischen Rastenburg (heute Kętrzyn) aufgenommen. Auf grüngrauem Papier erstellte Walter in seiner freien Zeit mit Bleistift und Wasserfarben Zeichnungen von Soldaten und Offizieren vor historischer Stadtkulisse, Kasernen oder in stiller ostpreußischer Landschaft (siehe Abbildung 3 auf Seite 128). Dabei vereinte

DISTORTING REALITY INTO RECOGNISABILITY

UNIFORM AND OBSTINACY

SABINE HOHNHOLZ, THOMAS RÖSKE & MAIKE ROTZOLL

The Prinzhorn Collection in Heidelberg consists of roughly 6,000 works of art that were created in psychiatric institutions between 1845 and 1930. This collection is a unique historical resource for an equally unique project: An interdisciplinary team of researchers is currently evaluating the artwork of psychiatric patients with regard to their reaction to militarism and the First World War. In doing so, they have found that the unconventional artistic responses of the patients not only reflect a wide range of sentiments and attitudes common to society at the time, but actually highlight and focus them like a burning lens, thereby ‘distorting them to recognisability’. The intention of these social outcasts was not so much to create art as to do, by various ways and means, the very thing they had been denied by their environment – interact with the real world.

With the ‘Uniform and Obstinance’ project funded through the Volkswagenwerk Foundation, researchers want to fill an academic void: Few people even know that patients of psychiatric institutions reacted to the war. What is virtually unknown is how they approached the subject artistically, and which thoughts and feelings they wanted to convey in their drawings, paintings and texts. The investigation is based on the patients’ artwork, letters, poems, prose or compositions and their psychiatric history. The research findings will be published in an exhibition catalogue and a collection of essays. They will also be presented in an exhibition of the Prinzhorn Collection beginning in October of 2014. ●

SABINE HOHNHOLZ joined the Prinzhorn Collection Museum as a research associate in 1987. She has been in charge of the museum's archive and documentation of exhibits since 2001. From 2007 to 2009, the cultural studies scholar directed the European travelling exhibition 'Sammlung Prinzhorn' in Stavanger (Norway), Prague (Czech Republic) and Stift Admont (Austria). Among her special research interests is the life and work of painter and architect Paul Goesch.

Contact: sabine.hohnholz@
med.uni-heidelberg.de

DR THOMAS RÖSKE has served as director of the Prinzhorn Collection Museum of Heidelberg University Medical Centre since 2002. From 1993 to 1999, the art historian worked as an assistant professor at Frankfurt University's Institute of Art History. In 2001, he became curator of the Prinzhorn Collection. Since 2012, he has been president of the European Outsider Art Association. Dr Röske has numerous publications on art and psychiatry, 'outsider art' and the art of the 20th century to his credit.

Contact: thomas.roeske@
med.uni-heidelberg.de

DR MAIKE ROTZOLL is a psychiatrist and medical historian. She joined the Heidelberg Institute for Medical History and Ethics as a research associate in 2005 and became senior assistant professor (Akademische Oberrätin) in 2009. From 1991 to 2001, Maïke Rotzoll worked at Heidelberg University Medical Centre's Department of General Psychiatry; from 2002 to 2005 she was part of the DFG research project 'The Nazi Euthanasia Programme – a scientific examination of the victims' patient files'. Dr Rotzoll has demonstrated her scientific expertise in her publications on the medicine of the early modern era and the history of psychiatry in the 19th and 20th centuries.

Contact: maïke.rotzoll@
histmed.uni-heidelberg.de

“The often unconventional answers of the patients to militarism and war expose ubiquitous social attitudes, offering an unusual insight into the insanity of social-military normality.”

er mühelos Landschaftsidylle mit Explosionen, Pulverrauch und Toten. Dieser sehr persönliche Blick auf den Krieg verrät nichts von Furcht oder Entsetzen. Der lapidare, naiv-heitere Zeichenstil beschreibt kleine dünne Militärs inmitten von Schüssen und Leichen.

Walter konnte in Rastenburg mit besonderem Interesse an diesen Themen rechnen. Zu den bedeutenden Einrichtungen der Stadt gehörte die Hindenburg-Kaserne. Sie beherbergte das älteste preußische Grenadier-Regiment „König Friedrich Wilhelm I.“ und begründete damit den Ruf Rastenburgs als traditionsreiche Garnisonsstadt Preußens. Alljährlich besuchte sogar Kaiser Wilhelm II. das Regiment.

So konnte der Zeichner einen regen Handel mit seinen Werken bei Freunden und Bekannten treiben. Er normierte dazu seine künstlerische Produktion effektiv, indem er solche Bildthemen wählte, die den Geschmack der Abnehmer trafen: Der Krieg wurde damit zur lukrativen Einnahmequelle für den Anstaltsinsassen.

Ungeheu(r)er Militarismus

Der Maurer Johann Karl Genzel (1871–1925) stellte in einer Holzskulptur den Militarismus als janusköpfige Büste mit zwei Fratzen dar (siehe Abbildung 4 auf Seite 128). Unter einer Pickelhaube strecken beide Gesichter eine lange fleischige Zunge zwischen fletschenden Zähnen heraus. Die eine scheint bereit, ein ganzes Pferd zu verschlingen, die andere hält die Gestalt selbst mit der Hand im Zaum; zwei Gewehre zu Seiten kühlen mit ihren metallenen Läufen die erhitzten Schläfen des Unholds. Der Militarismus, scheint die Skulptur vermitteln zu wollen, kann seine destruktive Tendenz nur selbst in Schranken weisen.

Genzel war seit dem Jahr 1908 in der Anstalt Eickelborn interniert und begann offenbar erst dort zu schnitzen. Er dürfte im Fertigen seiner skurrilen, zum Teil großen Werke durch Pfleger und Ärzte unterstützt worden sein. Somit zielte die groteske Überzeichnung von „Militarismus“ wahrscheinlich auf ein Publikum in der Anstalt. Wie ein Narr in früherer Zeit konnte sich der Insasse eines Irrenhauses damals erlauben, der Gesellschaft einen kritischen Spiegel vorzuhalten.

Krieg und Frieden – ein vorläufiges Fazit

In den Jahren von 1900 bis 1920 setzten Anstaltsinsassen ihr zeichnerisches und bildhauerisches Talent auf unterschiedliche Weise ein, um Selbstprojektionen und andere Anliegen zur Anschauung zu bringen. Sie beabsichtigten dabei nicht so sehr, Kunst zu schaffen, sondern auf unterschiedliche Weise das zu tun, was ihnen von der Gesellschaft verwehrt worden war – in die Realität einzugreifen.

Dies gilt in besonderer Weise für militärische und kriegerische Themen. Wenn auch einige Werke Kritik üben – wie am Beispiel Genzel gezeigt – oder Friedenssehnsucht artikulieren – wie Adam Ginand (1853–1925) mit seiner Gegenüberstellung von Krieg und Frieden aus dem Jahr 1919 (siehe Abbildungen 5 und 6 auf Seite 128) – so gaben doch weitaus mehr Anstaltsinsassen ihrem Wunsch nach Teilhabe an der militärisch geprägten Mehrheitsgesellschaft Ausdruck. Sie schufen Uniformen und Orden, stürzten sich abenteuerlustig in zeichnerische Schlachten oder engagierten sich mit neuartigem technischen Gerät für den Krieg – damit waren sie von der Gesellschaft, die sie ausschloss, nicht weit entfernt. ●

MIT PAUKEN



TROMPETEN

MIT PAUKEN & TROMPETEN

KLÄNGE DES KRIEGES – KLÄNGE DES FRIEDENS

SILKE LEOPOLD

Seit jeher dient die Musik dem Krieg: Militärsignale geben dem Kriegsgeschehen eine Stimme, Militärmusik mobilisiert die Massen, begleitet die Soldaten und feiert ihre Siege. Wie aber setzen Komponisten den Frieden in Musik um?



Zur Feier des Friedensschlusses von Aachen, mit dem der Österreichische Erbfolgekrieg Ende 1748 beigelegt wurde, wünschte sich der englische König eine dem Anlass gemäße Musik und beauftragte seinen Hofkomponisten Georg Friedrich Händel, ein Werk ausschließlich für „martial instruments“ zu komponieren. Kriegerische Musik, um einen Frieden zu feiern? Händel war wenig amüsiert, denn das bedeutete, Militärmusik schreiben zu müssen; ausdrücklich hatte der König „fiddles“, also Streichinstrumente verboten. Doch Händel wusste, was seine Pflicht war, und auch, wie er diesem Unterfangen dann doch seinen eigenen Stempel aufdrücken konnte.

So entstand die „Music for the Royal Fireworks“, am 26. April 1749 im Green Park in London uraufgeführt, eine Komposition für je neun Trompeten und Hörner, 24 Oboen, zwölf Fagotte, ein Kontrafagott und drei Paar Kesselpauken, die Händel beim königlichen Waffenarsenal auslieh. In der Ouvertüre des uns als „Feuerwerksmusik“ bekannten Werks bediente Händel den martialischen Geschmack des Königs mit allen musikalischen Mitteln: Die Tonart D-Dur galt in der komponierten Musik traditionell

als kriegerische Tonart, weil die ursprünglich für Militärsignale verwendeten Trompeten in D gestimmt waren, und die prächtigen, zeremoniellen Klänge der langsamen Einleitung ebenso wie das fanfarenartige Thema des Allegro hätten als Nachahmung einer Schlacht gehört werden können – als geordneter Aufmarsch der Truppen zu Beginn und als Schlachtengetümmel im Allegro.

Dass man dem Frieden aber auch andere als kriegerische Klänge verleihen konnte, machte Händel in dem „La paix“ genannten Satz der „Feuerwerksmusik“ deutlich: Zwar behielt er den tonartlichen Rahmen bei, aber nun hatten die Pauken und die Trompeten zu schweigen, und er gab dem Frieden mit dem pastoralen Ton des Siciliano eine eigene, dem kriegerischen Tonfall durchaus entgegengesetzte Stimme. Um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert hatte sich dieses Siciliano mit seinem sanft wiegenden Zwölfachtelrhythmus als die Musik der Hirten im arkadischen Paradies und der Hirten in der Weihnachtsbotschaft fest etabliert.

Händels Gegenüberstellung von militärischer und pastoraler Diktion ist sinnbildlich für den musikalischen Umgang mit Krieg und Frieden, wie er in der Kompositionsgeschichte jahrhundertlang gebräuchlich war, und in ihrer Assoziationskraft so vertraut, dass Krieg und Frieden auch in gänzlich anderen als militärischen oder politischen Zusammenhängen als solche erkannt werden konnten. Wenn sich etwa Figaro mit seiner Susanna nach einem bösen Streit im IV. Akt von Mozarts „Le nozze di Figaro“ (1786) versöhnte, klang das pastorale Siciliano noch einmal in dem Duett „Pace, pace, mio dolce tesoro“ an. Und wenn Joseph Haydn in seiner 1798 komponierten „Missa in angustii“, der sogenannten „Nelsonmesse“, ausgerechnet im „Benedictus“ dem Gebenedeiten, der da im Namen des Herrn kommt, einen Militärmarsch von fast szenografischen Qualitäten mit Pauken und Trompeten unterlegte, so war die Anspielung auf den Kriegshelden in Gestalt Admiral Nelsons, der da kam, um Europa von dem napoleonischen Joch zu befreien, mehr als deutlich vernehmbar.

Wie klingt der Krieg?

Ursprünglich hatten Militärsignale und komponierte Musik eher wenig miteinander zu tun: schriftlose Gebrauchsmusik die einen, um die Truppen in der Schlacht mit kurzen, zuvor verabredeten Befehlen – wortlos, aber deutlich zu hören – in Gestalt von unterschiedlichen Tonfolgen zusammenzuhalten und zu lenken, kunstvoller Tonsatz die andere, um ein gebildetes, anspruchsvolles Publikum angemessen zu unterhalten. Es war der französische Komponist Clément Janequin, der diese beiden musikalischen Kulturen zusammenführte und mit seinem vierstimmigen Chanson „La guerre“ ein Sinnbild des Krieges in der Kunstmusik erfand, das für Jahrhunderte und für ganz Europa zu einem kompositorischen Leitbild werden sollte.

„Die Gegenüberstellung von militärischen und pastoralen Klängen ist sinnbildlich für den jahrhundertlangen musikalischen Umgang mit Krieg und Frieden.“

„La guerre“ beschreibt die Schlacht von Marignano, in der der junge französische König François I. im September 1515 seinen ersten großen militärischen Sieg errungen hatte, indem er die eidgenössischen Söldner aufseiten des Herzogtums Mailand besiegt und zum Rückzug gezwungen hatte. Wann Janequin sein Chanson komponierte und woher er, der in Bordeaux ansässige Priester, Kenntnis von der Schlacht bekommen hatte, wissen wir nicht, sondern lediglich, dass das Chanson um 1528 zusammen mit drei weiteren gleicher Machart gedruckt wurde und sich sofort zu einem europaweiten Bestseller entwickelte. Was sie so beliebt machte, war der lautmalerische zweite Teil mit seinen über weite Strecken sinnfreien Textsilben, die den Schlachtenlärm mit den Mitteln des Gesangs imitierten:

Fan! Frere lere lan fan feyne
Bruyez, bombardes e cannons,
Tonnez, gros courtaux et faucons,
Pour secourir les compagnons!
Von! pati patoc pati patoc
Tarira rirarira, la reyne
Pon, pon, pon, pon,
lala lala lala, reyne,
la ri le ron, pon, pon,
Masse, masse, duque, duque,
France, France,
Courage, courage
Donnez des horions
Chipe chope, torche lorgne,
Here here here here
Pa ti pa tac, tricque, trac zin zin
Choc, choc, choc

Janequins Musik für diesen verbalen Schlachtenlärm ist den Militärsignalen abgelauscht und erweckt in ihrem kunstvollen Durcheinander ein realistisches Klangbild von Schlachtengetümmel; zu ihren hervorstechenden Merkmalen gehört das rhythmische Schlagen der Kriegstrommel wie in „frere lere lan“ (Takt 123–128), fanfarenartige Dreiklänge wie bei „pon pon pon“ (Takt 168–173) und jene Deklamation im ungeraden Takt, die mit ihrem kurz-lang-Rhythmus den Pferdegalopp imitiert (Takt 129–134). Dabei wird das Grauen der Kriegereignisse, das Gemetzel, das Sterben musikalisch nicht thematisiert; stattdessen gibt Janequin das Durcheinander der Feinde hörbar der Lächerlichkeit preis. „La guerre“ endet mit dem Siegesruf der Franzosen: „Victoire! Au noble roy François!“ Drei der vier Stimmen des Chansons können gar nicht genug bekommen, diesen Siegesruf in langen Noten immer und immer zu wiederholen. Die vierte Stimme aber ist dafür zuständig, die unterlegenen Eidgenossen so recht würdelos vorzuführen: In die Siegesrufe hinein plappert sie in hastigen Achtelnoten jenes deutsch-französische Kauderwelsch, mit dem sich Franzosen gern über die vermeintlich unzivilisierten Bergvölker lustig machten: „Escampe! Tout

est ferlore, bigott!“ So klingt die Musik der Sieger. Janequins musikalische Verneigung vor dem Helden von Marignano blieb nicht ohne Wirkung; schon zwei Jahre später verlieh ihm der König den Ehrentitel „Chantre du Roy“.

„La guerre“ wurde das Urbild zahlloser musikalischer Schlachtengemälde, für die sich bald sogar mit der Bezeichnung „Battaglia“ ein eigener Gattungsname bildete. Solche Battaglien waren nicht nur in der Vokal-, sondern auch in der Instrumentalmusik außerordentlich beliebt, konnte man doch den Schlachtenlärm, die Pauken und Trompeten, mit den Mitteln eines jeden Instruments auf eine besondere Weise imitieren. William Byrd, der englische, von Queen Elizabeth I. hoch geachtete Virginalist, schrieb Lady Nevell 1591 eine mehrsätzig, „The Battell“ genannte Suite in ihr „Booke of Virginal Music“ hinein, deren einzelne Abschnitte Titel wie „The marche of the footmen“, „The marche of the horsemen“, „The trumpets“, „The bagpipe and the drone“, „The marche to the fighte“ und schließlich „The Galliarde for the victoire“ tragen. Irgendjemand fügte in einer späteren Version noch den Satz „The burining of the dead“ vor der Siegesgalliarde ein. Immerhin.

Dass die Battaglia gerade im 17. Jahrhundert europaweit Konjunktur hatte, darf nicht verwundern; Krieg – der Dreißigjährige Krieg, die Türkenkriege, der Mantuanische oder der Pfälzische Erbfolgekrieg, der Bürgerkrieg in England, um nur einige wenige zu nennen – gehörte gerade in diesem Jahrhundert zur Lebenswelt eines jeden Menschen, und die Battaglia stellte eine künstlerische Bewältigungsstrategie derartiger Erfahrungen dar. Der spanische Organist Joan Cabanilles (1644–1712) etwa schrieb eine große Zahl von Battaglien für Orgel, die den Triumph der Heiligen Mutter Kirche ohrenfällig machten, darunter aber auch eine „Batalla imperial“ genannte, die wohl dem Habsburger Kaiser Leopold I. zugeeignet war.

Gleichzeitig aber begannen sich andere Komponisten Gedanken darüber zu machen, wie man Krieg und Frieden auch jenseits der lärmenden Lautmalerei in Musik setzen konnte, allen voran Claudio Monteverdi, der sich im Vorwort seines VIII. Madrigalbuches mit dem Titel „Madrigali guerrieri et amorosi“ 1638 ausführliche Gedanken über die musikalische Umsetzung erregter und gemäßigter Gemütszustände machte. Für ihn ging es nicht mehr um die musikalische Abbildung einer realen Situation, sondern um die emotionale Befindlichkeit desjenigen, der sich in dieser Situation befand. Deshalb konnte das „Kriegerische“ bei Monteverdi Teil eines erzählten Zweikampfes sein wie im „Combattimento di Tancredi e Clorinda“, ebenso aber auch die innere Verzweiflung eines lyrischen Subjekts wie in der Petrarca-Vertonung „Hor che il ciel e la terra e il vento tace“ mit ihrer Textzeile „guerra è il mio stato“ („Krieg ist mein Zustand“) oder gar die ironisch augenzwinkernde Erzählung von Amors siegreichem Angriff in „Gira il nemico insidioso“:

**„Die Grauen
des Dreißig-
jährigen
Krieges waren
Grund genug,
über den
Frieden auch
musikalisch
intensiver
nachzuden-
ken.“**

Da schleicht der heimtückische Feind Amor um die Herzensfestung des lyrischen Subjekts herum, um sie schließlich, nach ausführlich beschriebenem Kampf, zu schleifen.

Wie klingt der Frieden?

Mindestens ebenso wichtig aber ist die Tatsache, dass Monteverdi sich lange, bevor das Siciliano um 1700 zum musikalischen Synonym für Frieden wurde, Gedanken darüber machte, wie man diesem Zustand des Friedens eine eigene, unverwechselbare Stimme geben konnte. Ist Frieden Abwesenheit von Krieg? Ist er Stillstand? Oder Geschäftigkeit, wie sie in Friedenszeiten entfaltet werden kann? Bedeutet er Sicherheit, Unversehrtheit, Harmonie? Für eine Kunst, die sich wie die Musik in der Bewegung und im Klang vollzieht, waren solche Fragen zentral, denn während Kriegslärm realiter zu hören war und lediglich einer künstlerischen Überformung bedurfte, besaß der Frieden keine eigene Klanglichkeit; sie musste vom Komponisten erschaffen und so chiffriert werden, dass sie als solche wahrgenommen werden konnte.

Schon in seinem VI. Madrigalbuch hatte Monteverdi 1614 eine musikalische Lösung für den Frieden im Liebeskrieg gefunden, indem er die Textzeile „alle guerre le paci“ („Krieg und Frieden sollen gleich verteilt sein“) mit virtuos, konzertierenden Koloraturen ausstattete und das Wort „paci“ unisono, das heißt im Einklang, enden ließ. Nirgends aber leuchtete die Vision von Frieden, der Stillstand, Harmonie und dennoch ein aktiver Zustand war, strahlender als in seinem siebenstimmigen Gloria aus der 1640/41 veröffentlichten „Selva morale et spirituale“, das vermutlich 1631 anlässlich des Weihgottesdienstes von S. Maria della Salute in Venedig entstand, mitten im Dreißigjährigen Krieg, in dessen Folge auch Monteverdis einstige künstlerische Heimat Mantua kurz zuvor dem Erdboden gleichgemacht worden war, nach überstandener Pestepidemie, die Monteverdis engsten Freund das Leben gekostet hatte – Grund genug, über den Frieden auch musikalisch intensiver nachzudenken.

Bisher hatten Komponisten der Friedensbotschaft im Messordinarium in anderer Weise Respekt gezollt. In der Regel stellten die Worte „Et in terra pax“ die erste komponierte Äußerung nach der gregorianischen Intonation „Gloria in excelsis deo“ dar und waren damit Träger des thematischen Materials und besonders kunstvolle Polyphonie. Monteverdi verzichtete auf die Gregorianik und ließ sein Gloria mit einer schier endlosen jubelnd konzertanten Passage beginnen, der gegenüber der abrupten Wechsel hin zu einem homophonen Gemurmel in tiefer Lage bei „Et in terra pax“ zwar die Ruhe und auch die Harmonie sinnfällig macht, nicht aber, dass der Frieden noch mehr bedeutet als Bewegungslosigkeit. Bei dem Wort „pax“ wechselt Monteverdi von C-Dur überraschend nach E-Dur. Es ist, als täte sich unvermittelt der Himmel

auf und gäbe den Blick auf die funkelnde Unendlichkeit frei. Es ist eine in Musik gekleidete Verheißung, die weit über die Abwesenheit von Krieg hinausgeht.

Mehr Krieg als Frieden?

Anders als der Frieden, der keine eigene Klanglichkeit besaß und nur über musikalische Friedensmetaphern wie die Pastorale überhaupt hörbar werden konnte, ließ sich der Krieg musikalisch auf vielfältige Weise dokumentieren. Neben die Battaglien traten im 18. Jahrhundert zunehmend Militärmärsche, die sich, wie etwa der „Hohenfriedberger Marsch“ Friedrichs II. von Preußen, zu Kunstmusik wandelten und nicht mehr für den Gleichschritt der Truppen, sondern für die fürstliche oder staatliche Repräsentation zuständig waren. Nicht umsonst orientiert sich die Mehrzahl der globalen Nationalhymnen bis heute an der Musik des preußischen Militärmarsches.

Der Frieden blieb dagegen musikalisch weitgehend auf der Strecke, denn auch Friedensfürsten ließen sich gern mit allen musikalischen Insignien des Siegers feiern. Die Napoleonischen Kriege zu Beginn des 19. Jahrhunderts brachten noch einmal zahlreiche musikalische Schlachtengemälde wie zum Beispiel Beethovens „Wellingtons Sieg“ oder Tschaikowskis „Ouverture solennelle 1812“ hervor. Aber es sollte bis in das 20. Jahrhundert hinein dauern, dass der Krieg in der Musik nicht mehr als prächtiges Genrebild, sondern als schmutziges, mörderisches Geschäft dargestellt wurde. Claude Debussy ließ in seinem Klavierstück „En blanc et noir“ 1915 Deutschland und Frankreich in musikalischer Gestalt des Luther-Chorals „Ein feste Burg ist unser Gott“ und der „Marseillaise“ aufeinanderprallen. Dmitri Schostakowitsch prangerte die Gräueltaten der Deutschen in Russland 1941 in seiner 7., der sogenannten „Leningrader Symphonie“, an. Krzysztof Penderecki widmete 1960 sein „Threnos“ genanntes Werk „Den Opfern von Hiroshima“. Benjamin Britten nutzte seinen Kompositionsauftrag zur Weihe der von den Deutschen zerstörten, wiederaufgebauten Kathedrale von Coventry 1962 zu einer eindringlichen Warnung vor Krieg und Völkerhass. Mauricio Kagel schließlich komponierte als Begleitmusik für sein Hörspiel „Der Tribun“, in dem er 1980 lauter Nonsens-Floskeln zu einer propagandistischen Rede nach Art von Charlie Chaplins „Der Große Diktator“ zusammenstellte, „10 Märsche, um den Sieg zu verfehlen“ – Märsche, die rhythmisch, harmonisch und melodisch buchstäblich aus dem Tritt geraten und jeden Gleichschritt unmöglich machen.

Musikalische Friedensbotschaften lassen sich offenbar leichter transportieren, wenn sie eher gegen den Krieg als für den Frieden argumentieren. Es scheint, als habe der Krieg und seine musikalischen Begleiterscheinungen ungeachtet der Tatsache, dass sich eine musikalische



PROF. DR. SILKE LEOPOLD leitete von 1996 bis 2014 das Musikwissenschaftliche Seminar der Universität Heidelberg. Die Stationen ihrer Laufbahn waren Hamburg und Rom, Berlin und Harvard, Regensburg und Detmold. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Musikgeschichte bis 1800 mit einem Fokus auf der Historischen Aufführungspraxis und der Geschichte der Oper. Sie ist Trägerin der Dent Medal der britischen Royal Musical Association sowie Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Kontakt: silke.leopold@zegk.uni-heidelberg.de

Friedensmetaphorik nicht herausgebildet hat, gleichwohl nur noch als abschreckendes Beispiel Konjunktur.

Dies lässt sich auch an einem Medienskandal ablesen, den die BBC entfachte. Als der saudische König Abdullah 2007 England einen Staatsbesuch abstattete, wurde zu seiner Begrüßung wie üblich die saudische Nationalhymne gespielt. Zuvor hatte die „Band of the Welsh Guards“, um den Wartenden die Zeit zu vertreiben, bekannte Weisen aus der Welt der Filmmusik gespielt, darunter auch Darth Vaders Thema, den berühmten „Imperial March“ aus „Star Wars“, der das Böse schlechthin akustisch sinnfällig machte. Für ihre kritische Berichterstattung über den Herrscher eines Landes, das die Menschenrechte mit Füßen tritt, schnitt Channel 4 Abdullahs Begrüßung durch die Queen mit dem „Imperial March“ zusammen und gab auf diese Weise einen bitterbösen Kommentar ab. Musik, so die Botschaft dieser Collage, sagt mehr als Worte. Aber nur, wenn sie entsprechend codiert ist. ●

„Frieden besitzt keine eigene Klanglichkeit; sie muss vom Komponisten erst erschaffen werden.“

THE SOUND OF WAR – THE SOUND OF PEACE

WITH DRUMS BEATING AND TRUMPETS SOUNDING

SILKE LEOPOLD

Throughout time, composers have dealt with the subject of war and peace in their artistic work. In the past they were often more interested in war, because armed conflict was accompanied by characteristic sounds like trumpet signals, drums, marching rhythms and the clamour of battle. All these real sounds of war were transferred to written music since the early 16th century. Handel's Music for the Royal Fireworks or Beethoven's orchestra piece Wellingtons Sieg (Wellington's victory) celebrate the military triumphs of a king or general with glorious, powerful music and forceful instruments like drums and trumpets. Until the 20th century, war music was always the music of the victors. The other side of war – terror, destruction and murder – was not translated into music until Dmitri Shostakovich's Leningrad Symphony or Benjamin Britten's War Requiem.

Peace, on the other hand, was much more difficult to express musically, meaning as it did the absence of everything that characterised war. Nevertheless, composers of various periods found musical codes to describe the state of peace – a certain pastoral rhythm that referenced the Christian Christmas message of peace and love or even ancient Arcadia, soft instruments like flutes and violins, few dissonances or even perfect consonance, a harmony of voices completely free of tension. One master of musical messages of peace was Claudio Monteverdi, not just in the secular madrigal, in which peace ends the war of love, but also in his religious pieces that, through the medium of melody and harmony, translate the idea of peace into a divine promise, a musical utopia in a world ravaged by war and destruction. ●

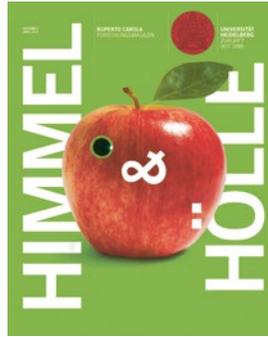
PROF. DR SILKE LEOPOLD headed Heidelberg University's Department of Musicology from 1996 to 2014. Her career took her to places like Hamburg and Rome, Berlin and Harvard, Regensburg and Detmold. Prof. Leopold's research interests are the history of music until 1800, particularly historical performance practice and the history of opera. She was awarded the Dent Medal of the British Royal Musical Association and is a member of the Heidelberg Academy of Sciences and Humanities and of the Austrian Academy of Sciences.

Contact: silke.leopold@zegk.uni-heidelberg.de

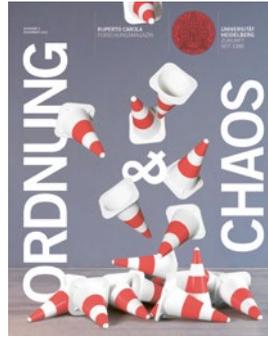
**“What is the voice of peace?
Is peace the absence of war?
Is it stagnation?”**



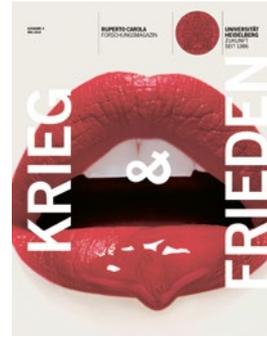
ALT & JUNG
AUSGABE 1
OKTOBER 2012



HIMMEL & HÖLLE
AUSGABE 2
APRIL 2013



ORDNUNG & CHAOS
AUSGABE 3
NOVEMBER 2013



KRIEG & FRIEDEN
AUSGABE 4
MAI 2014